

DÜSSELDORF



von Heinz Stolz

92-1

EX LIBRIS
Dr. GOTHA



Stätten der Kultur

Herausgegeben von
Prof. Dr. Georg Biermann

Band 32
Düsseldorf

Stätten der Kultur

Herausgegeben von Professor Dr. Georg Biermann

- | | |
|---|--|
| 1. Berlin. Von Wolfgang von Dettingen | 17. Umbrische Städte (Orvieto, Spoleto). Von D. von Gerstfeldt |
| 2. Frankfurt a. M. Von Paul Ferdinand Schmidt | 18. Algerien. Von E. Kühnel |
| 3. Bremen. Von K. Schaefer | 19. Sizilien. Von Felix Lorenz |
| 4. Rothenburg ob der T. Von H. Uhde-Bernays | 20. Augsburg. Von P. Durr |
| 5. Leipzig. Von Ernst Krofer | 21. Rostock und Wismar. Von W. Behrend |
| 6. Danzig. Von A. Grisebach | 22. Urbino. Von P. Schubring |
| 7. Luzern, der Vierwaldstätter See und der St. Gotthard. Von Hermann Kesser | 23. Hermannstadt. Von W. Bruckner |
| 8. Wien. Von Franz Servaes | 24. Toledo. Von M. v. Boehn |
| 9. Lübeck. Von D. Grautoff | 25. Mailand. Von F. Lorenz |
| 10. Altholland. Von Josef Aug. Eur | 26. Brüssel. Von Fritz Stahl |
| 11. Köln. Von Egbert Delpy | 27. Braunschweig. Von Jonas P. Meier |
| 12. Granada. Von E. Kühnel | 28. Basel. Von E. Major |
| 13. Weimar. Von Paul Kühn | 29. Hamburg. Von D. Lauffer |
| 14. Dresden. Von Willy Doenges | 30. Halle a. S. Von Max Sauerlandt |
| 15. Sanssouci. Von Karl F. Nowak | 31. Kassel. Von Paul Heidelbach |
| 16. Neapel. Von Th. v. Scheffer | 32. Düsseldorf. Von Heinz Stolz |

Alle Bände sind reich illustriert und kosten je geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—, in Leder geb. M. 5.—

Die Leipziger Illustrierte Zeitung schreibt:

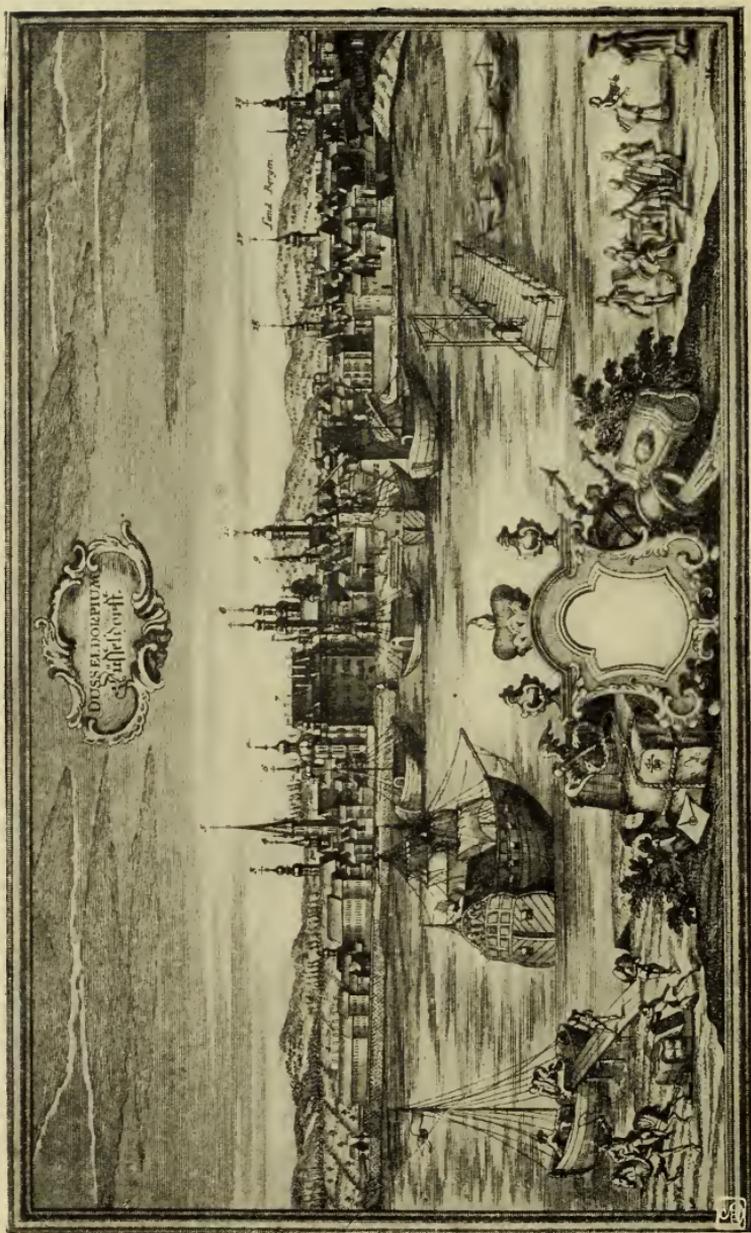
„Durch die Gründlichkeit und Gediegenheit ihres Inhalts, die geschmackvolle, fesselnde und anmutige Form der Darstellung, sowie durch die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Abbildungen werden sich die Stätten der Kultur bei allen Gebildeten als die besten und darum empfehlenswertesten Führer bewähren.“

Verlag von Klinckschardt & Biermann in Leipzig



Digitized by the Internet Archive
in 2015

<https://archive.org/details/dusseldorf00stol>



Düsseldorf.

Julius Cöhn, Hofphotograph, Düsseldorf, phot.

Stätten der Kultur



von Heinz Stolz
Buchschmuck von Hanns und
Friedrich August Herkendell,
Verlag von Klinkhardt & Biermann,
Leipzig

Den Druck dieses Werkes
beforgte die Offizin von
Julius Klinckhardt in Leipzig

Meiner lieben Braut

zu eigen.

Inhalt.

	Seite
I. Heia, berge romerike!	1
II. Geistige Kämpfe	13
III. Jan Wellem	29
IV. Galante Zeit	51
V. Intermezzo: Die Franzosen	69
VI. Biedermeier	82
VII. Intermezzo: Die Revoluzer	115
VIII. Die Großstadt	124



I. Heia, berge romerike!

Stille Sterne ziehen auf über dem weiten, niederrheinischen Land. Flimmerndes Himmelsgold und ewige Saat.

Rauschen dunkle Wälder dort unten in Tiefen und Finsternissen. Flüsternd wiegt sich der Wind im grauen Schilf. Bis ihn die Sehnsucht lockt zu seiner Braut im Nord, der See. Da springt er auf, knickt das junge Rohr im Lauf, stürzt dahin über Moor und Gras, packt den hohen Baum ins buschige Haar, der wilde Gesell, daß ein Achzen geht durch Stamm und Ast, wirft die jungen Blätter vor sich her, ist im Wirbel hinter ihnen drein und jagt mit ihnen fort. Und singt seine brausenden Lieder dazu.

Und die kleine Welle im Rhein hört ihren Bruder. Hebt ihren weißen Körper aus der Flut, wischt sich die Tränen aus den Augen und sucht nach ihm. Aber weit weg ist der schon gestürmt, fort in den Wald. Über die Ebene hin, wo Heimstätten sind für die Menschen. Da rüttelt er an den Lüren der Fischerhütten, bläst durch den engen Spalt, wirft sich über die Dächer und wühlt im Stroh.

In dumpfer, düsterer Stube rücken dadrinnen die Menschen näher zueinander, sie alle, die Fischer, die Ackerer, die Mütter und die Kinder und lauschen dem Lied über den Dächern.

Horch — wie es ruft aus grauen, nebelfernen Tagen, horch — was der Sturm den Fischern singt:

Das Klirren erzener Waffen bracht ich euch. Siegfrieds hallenden Schritt, der gen Burgunden zog. Sigambres rauhes Kampf-

geschrei. Gefnechteter Stämme knirschende Mut, klingende Römerfessel, schallender Arzte Schlag, schwirrende Pfeile der Franken und Hufegetrappel fliehender Römerscharen bracht ich euch.

Milde Weise sang ich euch. Sankt Suitberti Stimme war ich euch, die in eure Wälder niederdrang wie der Morgentau. Christi Worte schenkte ich euch. Duftenden Weihrauch gab ich euch und ließ ihn kringeln um all eure Worte. Gebete nahm ich von euch und trug sie in tausend schlanken Säulen zum Himmelsblau — — — — —

Nun in eurer Anmut wein ich mit euch. Um eure Saaten, die der Feind zertritt. Eurer Ohnmacht Tränen wein ich mit euch. „... Was rufst du, Sturmgebraus?“

„Wieder zu den Waffen ruf ich euch. Aus eurer Frohn, die euch nichts als Dorn und Distel trägt, auf die rote Heide, die in Blut und Blumen glüht, ruf ich euch.“

*
*
*

Und Schwerter blitzen auf, Wochen später, auf der Worringer Heide. Schlachtrosse wiehern in der Morgenfrüh, Banner flattern, in Glanz und Glast schimmern die Helme. So mag denn die Panzerfaust die Würfel rollen: Soll länger noch der Kölner Bürger, der Fischer am Niederrhein, der bergische Bauersmann niedergehalten werden von der allmächtigen Hand des Erzbischofs zu Köln? Und soll länger noch ihr Graf und sein Kampfgenöß Johann von Brabant um das schöne Limburg ringen mit dem Erzbischof und seinem Schützling, dem Grafen von Geldern? Liegt nicht daheim nun im fünften Sommer die Saat am Boden zertreten, leuchtet dieses unglückseligen Krieges Fackel nicht schon Jahre genug über die niederrheinische Flur? Was wollen die Ordensgeistlichen, die jetzt in dieser Stunde noch vermitteln möchten zwischen Freund und Feind, was das Kreuz, das zwischen den Reihen hin und her getragen wird, um Liebe zu bringen und in Milde zu lösen, was jahrelanger Haß geschlungen? . . .

Fester nur binden die Brabanter das Sturmband um das Kinn, fester nur packt die bergische Bauernfaust Knüttel und Morgenstern, dichter nur schließen die Bergischen, die Kölner und die Brabanter ihre Reihen wider die Mannen des Erzbischofs, die Luxemburger und die Gelderer.

Da — Rasse von Ganre entrollt die Drlogsfahne. Fanfaren schmettern Sturm! Hei, wie die Brabanter über das Feld jagen, wie der Boden bebt unter den Rosseshufen, wie die Waffen klirren. Aber wie die Eichen im Wald stehen als des Bischofs Wacht die Westfalen da. Und wie die Brabanter drängen und drängen, keinen Fuß breit weicht die zähe Westfalentreue. Und nun kommen ihnen auch noch von rechts und links die Gelderer und die Luxemburger zu Hilfe. Halt Stand, Brabant! Aber die Übermacht ist zu groß, wie des Herzogs Kommandorufe im Wind zerflattern, reißt die brabantische Kette. Flucht — aber dann wieder ein letztes Zusammenstehen, ein Schließen der Reihen, ein neues Vorwärtstürmen. Und auf und ab und ab und auf wogt nun der Kampf. Hoch zur Mittagshöhe klimmt die Sonne, auf die Blumen tropft das Blut. Des Luxemburgers Haupt rollt in den Staub . . . aber auch der Tribut drückt nicht des Kriegsglücks immer noch schwebende Wage.

Bis ein Ruf vom Westen hallt, ein Schrei, ein Lied: „Heia, berge romerike!“ Ein Mönch, dem ein Soldatenherz unter der Kutte schlägt, hat die drei Worte wie drei brennende Scheite in die harrende Ungeduld der bergischen Bauern geworfen, und sie haben gezündet, und die Flamme entfacht.

„Brachen alle auf, voran
Die vom Berg, die tapfern Bauern,
Donnergleich erscholl ihr Schlachtruf:
Heia, berge romerike.“

Nun mäht die Hand, die sonst die Sense führt, mit Keule und Morgenstern. Unsinnig fast, unaufhaltsam schlagen diese Bauern drein, hauen in ihrer blinden Wut selbst gegen die

eigenen Bundesgenossen los, schieben sich zwischen die Brabanter und die Mannen des Erzbischofs und finden endlich aus dem Lohwabohu die Spur zum Lager des Erzbischofs. Da ist kein Halten mehr. Tausend derbe Fäuste recken sich zum Himmel, reißen dem Kriegsgott die Wage aus der Hand — und federleicht hebt sich im Augenblick die leere Schale, die des Erzbischofs von Köln Glück und Ende trug. Um die siegreichen Standarten des Grafen vom Berg und des Herzogs von Brabant schlingt die erste, junge Sonne des Sommers 1288 ihr schimmerndes Band: gewonnen die Schlacht auf der Worringer Heide.

*
*
*

Ein paar Wochen sind ins Land gegangen seitdem. Gefangen sitzt Erzbischof Siegfried im Bergfried des Schlosses zu Burg. Der Brabanter zieht in Limburg ein, Graf Adolf vom Berg ist wieder freierer Herr in seinem Land. Einen Lieblingstraum kann er nun in Frieden erfüllen: kann sich im eigenen Gebiet am Rhein einen Stützpunkt schaffen, der ihm in Kriegszeit ein Bollwerk und im Frieden ein Handelsmittelpunkt, d. h. also eine Verbindung zwischen dem Rhein und dem bergischen Hinterland werden soll. Das Kirchspiel an der Mündung der Düffel in den Rhein hat er dazu auserkoren, und so verleiht er unter dem 14. August 1288 Düsseldorf das Stadtrecht.

Freilich: recht winzig ist noch die junge Stadt und keine zehn Minuten braucht's, dann ist sie schon durchwandert die Kreuz und die Quer. Eine einzige Straße (die „Alte Straße“) führt zum Rhein und zwei Quergäßchen („Liefergasse“ und „Krämerstraße“) schneiden ihren Lauf. Sammelpunkt ist eine Kapelle, die nun die Pfarrkirche der neuen Stadt werden soll. Die Seitenmauern sollen sich dehnen, und westwärts soll ein Turm das Kreuz des Herrn über die Dächer heben. Vier Kanoniker, darunter ein Dechant als ihr parochus, werden in kurzem ihren Einzug halten, und nicht ohne Stolz werden die Düsseldorfer fortan



Lambertuskirche.

Julius Sohn, Hofphotograph, Düsseldorf, phot.

von ihrer Kapelle als von einer Kollegiats- oder Stiftskirche sprechen können. Aber die Liebe der Düsseldorfer wird recht eigentlich doch die Treue einem zweiten, noch bescheideneren Kapellchen halten, das seine schützenden Mauern an ein wundertätiges Marienbild schmiegt und jahraus, jahrein von fern und nah den Pilgrim, der von unserer lieben Frau Heil und Stärkung seiner Seele erfleht, gastlich aufnimmt. . . .

Wo die kleine Düffel hurtig über den Kiesel springt und schon die erste Rheinflut atmet, liegt die Burg der Grafen vom Berg, aus Sandsteinquadern erbaut. Ernst, fast unfreundlich sieht sie über den Rhein, ein Wächter, der keinen unnützen Zierat über die Rüstung wirft. Ein paar Gehöfte entdeckt man von ihrem First in der nächsten Umgebung, die als Außenbezirk noch in den Stadtkreis eingerechnet wird, versteckt: Ritter Adolf von Flingern, Rumpold von Pempelfort, der Ritter von Loe haben hier ihre Güter. Das ist das ganze Düsseldorf: eine Burg, zwei Kirchen, drei Straßen, ein paar Gehöfte — und ringsumher die schweigende Ebene, durch die der graue Fluß seine Fluten wälzt.

Niel bleibt zu tun, wenn ein kräftigerer Pulsschlag in diesen kleinen Adern hämmern soll. Manches wird schon gleich getan. Gelockert wird das Joch der Dienste und Abgaben, unter dem der Bürger seufzt. Alle Einwohner des Stadtgebiets empfangen mit dem Bürgerbrief zugleich gänzliche Zollfreiheit im bergischen Land, Abgaben an den Grafen werden bis auf geringe Reste erlassen. Zwei freie Jahrmärkte, die der Stadt zugesprochen werden, und ein Wochenmarkt am Dienstag sollen ein regeres Kaufgeschäft herbeiführen. Auch ein eigenes Gericht wird der Stadt verliehen. Von einem eigenen Rat der Stadt hört man zunächst nichts. Und wenn es einen gegeben hat: was war er mehr als der Hahn auf dem Kirchturm, der über seine zwanzig, dreißig Hennen am Boden wacht? — — —

Und hundert Jahre gehen vorüber an dieser Stadt, und hundert Jahre scheinen in ihrem Leben wie ein Tag.

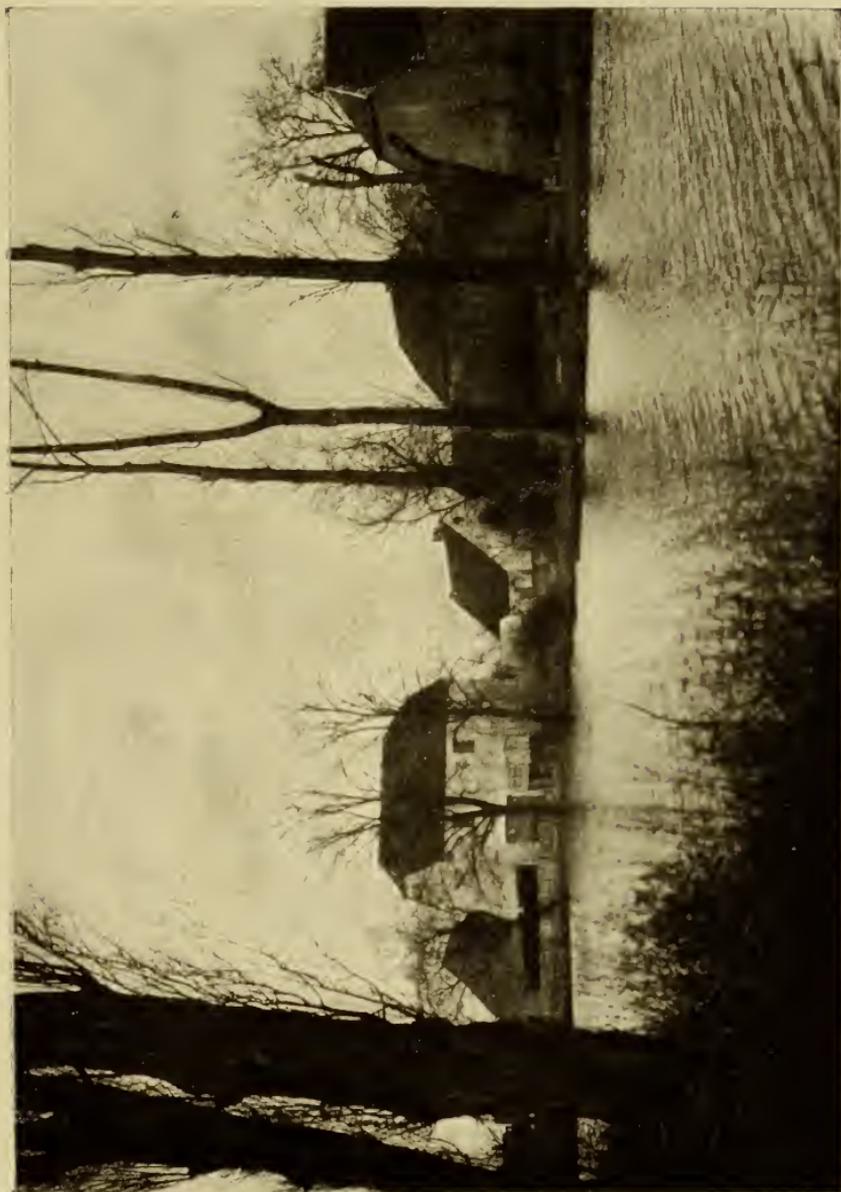
Längst ist ihr Pate, Graf Adolf, heimgegangen zu seinen Vätern, sein frommer Bruder Wilhelm und der sechste Adolf sind ihm gefolgt, und das limburgische Haus ist mit ihm erloschen. Schwer ist die Zeit und wohl manche Gebete steigen auch aus dem Düsseldorfer Kirchlein zum Himmel auf. Der schwarze Tod geht um. Ehöre der Büßer weht der Wind über das Land. Kommt einer den Rhein herab gezogen, dann weiß er wohl am Abend in der Herberge den Fischern von seltsamen Dingen zu sagen: von Heuschreckenzügen, die alle Acker wie Wüsten zurücklassen, von Hunger und Not und Tod. Aber der Herr hat ein Erbarmen mit dem niederrheinischen Land, die Geißel ruht. Glückliche Sterne leuchten wieder über dem Schloß, als Wilhelm, durch seine Mutter Margarethe nun auch Herr von Ravensberg, das Szepter übernimmt. Seine Soldaten siegen in der Schlacht, Kaiser Karl weiß ihm Dank: Eine Herzogskrone ist das sichtbare Zeichen kaiserlicher Gunst, und auf Düsseldorf, die glückliche Residenz, fällt der erste Glanz. Nach Süden und Südwesten hin streckt sich die Stadt. Die Mühlenstraße, die Kurzstraße, die untere Volkerstraße und ein Teil des heutigen Burgplatzes kommen hinzu. Man darf schon von dem neuen Bezirk als von einer „Neustadt“ sprechen. Ja, Herzog Wilhelm, dem es schmeichelt, die Kreise seiner Residenz weiter und weiter zu ziehen und die Zahl der Bevölkerung zu heben, bietet zwischen der oberen Düffel und dem Rhein den neuen Bürgern größere Flächen zur Bebauung an. Kleine Häuschen, bescheidenes Fachwerk noch, wachsen hier auf Flinger-, Berger- und Rheinstraße vereinzelt aus dem Boden. Friedlich pflanzt der Bürgermann, wohlgeborgen im Ring der nun auch um die Neustadt gezogenen Mauern, seinen Kohl, und zwischen Haus und Haus grasen die Kühe. Und mit der Stadt wächst das Wahrzeichen ihrer Würde, das Schloß. Im Westen hat sich an den ältesten Teil ein breiter, viereckiger Bau gereiht, dem ein runder, schwerer Turm zum Rhein hin Parade steht. —

Und sieh, schon sind wieder Hammer und Schaufel in Bewegung. Parallel dem alten Teil sind schon tiefe Furchen gegraben, schwere Basaltblöcke werden beigefahren, den Herzögen von Berg ein neues, luftigeres Heim zu rüsten. Auch nicht weit abseits, an der Stiftskirche halbt der Meißel. Zu einer dreischiffigen Hallenkirche wächst das Kapellchen von ehedem an. In bunten Glasfenstern mag sich nun die liebe Sonne spiegeln, mag den Herzögen von Berg, die fortan ihre ewige Ruhe hier halten, die Totenkerzen zünden, mag dem Pilgersmann, der hier vor Reliquienschreinen betet, stillen Schatten spenden. Neben der Kirche liegt das Schulhaus. Aus der Zahl der Geistlichen, die inzwischen schon auf 15 gestiegen ist, hat einer, der „scholasticus“, das Regiment über die Buben. Er sorgt dafür, daß sie alltäglich ihren Gottesdienst hören, sorgt auch, daß die Lehrer im rechten Glauben verharren, nicht nur als orbilli plagosi über anderer Weisheit wachen, sondern auch selbst als Organisten und Kantores die Gemeinde erfreuen. Neben der geistlichen Obrigkeit, die unter dem Szepter des frommen Herzogs Wilhelm goldene Jahre erlebt, waltet als weltliche Macht ein Bürgermeister und sein Rat über die Geschicke. Da gibt es viel zu schaffen von früh bis spät. Zunächst für die Herren von der Marktpolizei. Jetzt ist nicht nur ein Dienstags-, sondern auch ein Sonntagsmarkt eingeführt. Markt- und Wegegeld muß erhoben, die Krämer müssen beaufsichtigt, die Buden recht visitiert werden. Dann für die Herren von der hohen Polizei. Die Wilker und die Hammer sind jetzt auch noch dem neuen Stadtgericht zugeteilt worden. Zudem ist der Stadt von Herzog Wilhelm „ein Galgen“ verliehen worden, d. h. die Diebe und die Mörder, die bis dahin den Vorzug einer besonderen Behandlung genossen, werden fortan von ihren näheren Mitbürgern verurteilt und aufgeknüpft.

Besonders wichtig ist der schon lang unternommene, aber erst dem Herzog Wilhelm endgültig gelungene Versuch, Düsseldorf zur Rhein Zollstätte zu machen. Immer wieder waren von Düffel-

dorf aus die Augen begehrlieh zum Duisburger Wald gegangen, wo die alte Zollstätte lag, immer wieder hatte der böse Nachbar, der Kölner Erzbischof besonders, bei jedem schüchternen Versuch bedenklich die Stirn gerunzelt. Nun war dem Herzog mit der Krone auch dieses Geschenk in den Schoß gefallen. Am 24. Mai 1380 bei seiner Anwesenheit bestimmte der Kaiser, daß dem Herzog die Zölle zu Wasser und zu Lande, die er besitze und augenblicklich in Nutznießung habe, bestätigt und erneuert werden sollten. Damit war der Rheinzoll, den Wenzel noch kurz vorher widerrufen hatte, für Düsseldorf geduldet. Wenn auch die Abgaben in die herzogliche Kasse wanderten, war Düsseldorf doch (wozu es seiner geographischen Lage nach berufen war) zur Zentrale zwischen dem Rhein und dem bergischen Hinterland aufgerückt. Verschwindend klein war ja noch seine Bedeutung als Zollstätte am Rhein, da es zu sehr im Schatten Kölns lag, aber es war doch ein Anfang gemacht. Und Aufgabe einer klugen Handelspolitik mußte es sein, nicht durch allzuhohe Abgaben den Verkehr trotz alledem wieder auf andere Wege zu drängen, sondern ihn durch kleine Erleichterungen an sich zu ziehen.

Grund zur Dankbarkeit hatte die Residenz nach alledem gegen ihren Herzog zur Genüge, und wenn man ihn den zweiten Gründer der Stadt genannt hat, so hat man wahrlich nicht zuviel gesagt. Schwarze Flaggen hätte man aufhissen können am Hause der Bürgerschaft an jenem unglücklichen Tage, als Herzog Wilhelm in seiner Fehde mit dem Grafen von Cleve bei Cleverhamm geschlagen wurde und damit in eine Tragödie verwickelt wurde, die des Griffels eines Dichters nicht unwürdig wäre: Gefangen, verraten von seinen Söhnen, gegen schweres Lösegeld endlich befreit, wider Willen in Schulden gestürzt, abermals verjagt und gefangen von seinen Söhnen, gedemütigt in einem Vertrag, der ihm nur noch Düsseldorf wie eine letzte Erinnerung läßt: so schleppt dieser Mann noch ein paar Jahre sein müdes Leben fort.



Buschermühle.

Julius Eöhr, Topfphotograph, Düsseldorf, phot.

Nicht aus jener heißen Liebe zu Düsseldorf floß, was seine Söhne taten für die Stadt. Daß sie ein paar Gerechtsame mehr der Stadt überließen, war die Politik von Männern, die ein gutes Andenken ihres Gegners auszulöschen hatten. Ein echter Schatzwalter des von Wilhelm Geschaffenen war erst Herzog Gerhard, der, wenn auch im engen Kreis, so doch intensiv sein Teil zum Wachstum seiner Residenz beigetragen hat. Noch ragt in das moderne Düsseldorf ein Gebäude auf, das von ihm erzählt: die Kreuzbrüderkirche. Ein schmuckloses, fast finsternes Haus, hinter dem ein Turm verschlafen aus dem Mittelalter in die neue Zeit herübersieht. In diesem Heim, das nun als Montierungsdepot dient und preußische Soldaten beherbergt, haben einstmal's Mönche des Predigerordens der Kreuzbrüder, die Herzog Gerhard nach Düsseldorf berief, ihrem Herrn gedient. Für die bauliche Entwicklung Düsseldorfs hat ihre Berufung noch besondere Früchte gezeitigt: das neue Kloster, auf dem Plan der alten Liebfrauenkapelle errichtet, erschloß den Weg nach Osten, nach Ratingen zu, der an noch spärlich bebauten Fluren durch das Ratingertor ins Freie führte. Um fast das Fünffache ihres alten Umfanges hatte sich nun schon die Stadt vergrößert. „Die nördliche Grenze“ — so erzählt Baurat Möller in seiner vorzüglichen Baugeschichte von Düsseldorf — „bildete, von dem an der nordwestlichen Ecke der Stadt stehenden Zollturme ausgehend, der noch unbebaute Weg, welcher an die Gärten hinter den Häusern der Altstadt grenzte und bis zu dem am Eiskeller stehenden, die nordöstliche Ecke der Stadt bildenden Turme reichte. Die Ostgrenze erstreckte sich vom Turme am Eiskellerberge bis zu dem Turme am Stadtbrückchen und setzte sich aus dem Mühlengäßchen und einem von da über den Friedrichsplatz und hinter den Gärten der Hunsrückstraße entlang bis zur Ecke der Neu- und Wallstraße führenden Wege zusammen. Ebenso wie am Ende der Ratingerstraße stand auch am Ausgange der Flingerstraße ein fester Torturm, ferner befand sich zwischen

beiden in der Gegend des heutigen Friedrichsplatzes ein vorspringender, fester Torturm, jedoch ohne Toröffnung. Die Südgrenze bildete keine gerade Linie, sondern lief vom Tore am Stadtbrückchen in südwestlicher Richtung bis zum Zusammenstoß der jetzigen Hafens- und Akademiestraße, wo ursprünglich das nach dem Bergischen Lande führende Bergertor stand, und wandte sich von da nordwestlich durch die Akademie- und Rheinstraße zu dem am Ausgange der letzteren stehenden Rheintore. Die Südgrenze war durch zwei Türme befestigt. Die Westgrenze wurde durch den Rhein bzw. durch den bis an letzteren sich erstreckenden, damals auf der westlichen Seite noch unbebauten Marktplatz, durch das Schloß und die Krämerstraße gebildet. Nahe der südlichen Ecke stand das Zolltor.“

Doch es wird an der Zeit sein, einmal ein Weilschen aus den engen Mauern der Stadt herauszuwandern, zu sehen, was auf dem theatrum mundi geschieht. Nicht weit ab liegt ja die Szene, auf der unter Kartäunenklang und der Feuerpfeile Zischen ein Akt aus den ewigen Kriegsspielen vor sich geht: Vor den Mauern des alten Neuß liegen die Burgunderscharen Karls des Kühnen, von St. Quirinus her hallt Sturmgeläut, und die tausenden Kugeln pfeifen durch die Luft. Die Neußer sollen doch einmal sehen, ob der Kühne Burgunder nicht Manns genug ist, ihnen einen Erzbischof zu geben, wie's ihm gefällt, ob es dem Domkapitel und den Städten, die ihm die Treue halten, ungehindert und ungestraft freistehen soll, des Burgunders Freund Ruprecht seines Amtes zu entsetzen und einen anderen, Hermann von Hessen, auf den Thron zu heben! Aber die Neußer fürchten sich nicht vor dem welschen Abenteuerer. Mit Weib und Kind stehen sie auf der Schanze und halten Stand — denn einmal, das wissen sie, muß ja doch die Hilfe kommen, Hilfe von den Kurkölnischen, Hilfe besonders vom Kaiser. Und des Kaisers Truppen kommen, reichlich spät freilich, und Waffenlärm und Kriegsgeschrei dringt über die Welle des Rheins in die stille Residenz.

Aber der Düßeldorfer Herr muß leiden, muß tragen, was Kommt. Ist, bei Gott, kein Freund des Burgunders gewesen und hat ihm doch die Hand reichen müssen zum Bund. Nun, da der Kaiser Sieger ist, muß er als armer Sünder sein Kößlein satteln und gen Köln die Straße reiten, Abbitte zu tun. Zur Faust mag da dem Jungherzog, dem der Kopf voller Träume steckt, die Hand sich ballen.

Was tut's? Nun, da sein Vater gestorben und die Herzogkrone auf Wilhelms Haupt sich niedersenkt, weiß er's mehr, wie je: er steht in des Kaisers Macht, und nur in Maximilians Sonne erglänzt sein Stern. Einst hat der Ahn selbst um die Gelderner Lande mit den Mannen derer von Egmond die Waffen gekreuzt. Jetzt muß er im Verein mit dem Clever, dem Erzherzog Maximilian, der Ansprüche auf Geldern hat, sekundieren. Und muß Freund sein einem Kaiser, der über seinen Kopf hinweg schon über Jülich und Berg verfügt hat und dem Herzog Albrecht von Sachsen „den Anfall der Herzogthumb Göllich und Berg, wenn Unß und dem Heiligen Reich die durch Abgang des Hochgeborenen Wilhelms, Herzogen zu Göllich und Berg oder sonst ledig werden“ versprochen hat, und helfen einem Erzherzog, der als Kaiser noch einmal dem Abkommen das Siegel aufdrückt. Aber Wilhelm hat nicht Ruhe, bis diese Erteilung der Anwartschaft zurückgenommen und ihm bestätigt ist, „daß, wenn Herzog Wilhelm in seiner Ehe keine Söhne erhalten sollte, das uneingeschränkte Erbfolgerecht seiner Tochter Maria, oder, wenn diese stirbe, einer anderen Tochter ausdrücklich und feierlich zugesichert wäre“. Denn längst steht Wilhelms Plan fest: den treuen Bund, den er mit dem Clever Herzog geschlossen hat, durch Familienbande enger zu knüpfen. Kaum ist das Versprechen Kaiser Maximilians in Herzog Wilhelms Hand: da ist Maria, Wilhelms fünfjährige Tochter, dem sechs Jahre alten Johann von Cleve=Mark verlobt. Jülich=Berg=Ravensberg und Cleve=Mark=Ravensstein zu einen, das ist der Traum dieser Politik. Er wird

erfüllt. 1510 erklingen dem jungen Bund die Hochzeitsglocken, und elf Jahre später, als beider Väter heimgegangen sind, wird der junge Johann als Herzog zu Jülich, Cleve und Berg, Graf zu Mark und Ravensberg feierlich von Kaiser Karl V. anerkannt.

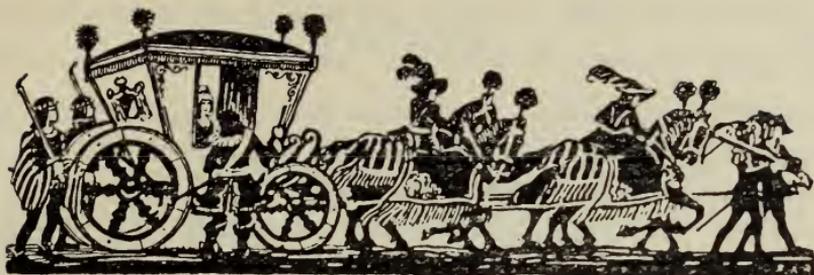
Und die vier- bis fünftausend Einwohner Düsseldorfs erwachen am Morgen der Reformation als Hauptstädter eines weiten, reichen Landes. Gesegnet steht die Frucht auf den braunen Aekern in Nord und Süd. Silberne Adern zieht der Handel durch das bergische Land. Ungehobene Schätze birgt der Boden der Mark.

Aber ein Beben wühlt in deutscher Erde. Noch weit, weitab. Doch bald klaffen die Risse, näher und näher. . . .



Treppe im alten Rathaus.

Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf, phot.



II. Geistige Kämpfe.

Frische Rheinluft strömt durch das Fenster. Unten am Ufer schlagen die Wasser, dunkles Murmeln der Wellen und dann wieder helles, silbernes Schäumen rinnender Perlen dringt herauf. Hin und wieder auch das Dröhnen eines Lastwagens, der vorüberrollt, der rauhe Ruf der Arbeiter, die da unten die Güter verladen, oder fröhliche Kinderstimmen, die im Gäßchen hallen.

Im Gemach des Schlosses zu Düsseldorf sitzt ein kleiner, blasser Prinz. Und ihm gegenüber ein frischfroher, junger Mann. Und mit großen, fragenden Augen sieht der Prinz zu ihm auf und kann nicht müde werden, immer wieder hinzuhören auf all die wundersam schönen Geschichten, die sein Gegenüber ihm da erzählt. — O, wär er doch schon groß, trüge auch er doch schon die Krone auf dem Haupt und den Purpurmantel um die Schultern, wie wollte er dann werden wie die Männer und die Helden, von denen er da eben wieder gehört, geliebt von den Seinen wie Eberhard der Rauschebart von seinen Kindern im Württemberger Land, oder klug wie sein Ahn, Herzog Wilhelm, der Friedensfürst. . . O, wär er doch schon groß und könnt er doch in all den Büchern lesen, aus denen sein Lehrer ihm da Geschichten auf Geschichten wie aus einem Zauberkästchen hervorholt. . . lesen in all den Büchern, wie sie jetzt so schön geschrieben werden wie nie zuvor, in all den Büchern, die von Odysseus und Achill, von Aeneas und der Dido, von Coriolan und Scävola erzählen. . . lauschen den Männern, die die Sprache

Cäsars wieder sprechen . . . hören die Stimmen des Erasmus, bei dessen Namen die Augen seines Lehrers erglänzen wie in der Erinnerung an ein fernes, seliges Land.

Denn sein Lehrer hat diese Stimme gehört. Sein Lehrer, Konrad von Heresbach, der in Köln die ganze, große Begeisterung des Erasmus in sich aufgenommen hat und der nun einer jungen Seele, die später wieder einmal tausend und tausend andere Menschenseelen leiten soll, mitgeben möchte von seinem inneren Reichtum, von seinem Ideal. Von dem Ideal, das das Ideal so vieler Männer an diesem Fürstenhof geworden ist. Jene gläubige Rückkehr zu griechischer Schönheit und römischer Kraft, die den Kanzler dieses Landes, Gogreve, Homers Lieder zur Laute singen und im Nebel des Niederrheins von der Sonne Attikas träumen läßt. Die dem Probst von Blatten Abend für Abend Bilder aus Rom vor die Seele zaubert und ihn zu jenem schönen Bekenntnis zur Antike und ihrem Propheten Erasmus hinreißt: „An welchem Ende der Blatten weilt, da vertritt er seinen Erasmus und wo Erasmus ist, da ist er als Blattens geschworener Freund . . .“

Geist vom Geiste des Erasmus war es auch, der diesen dank ihrer Bildung einflußreichsten Männern am Hofe (Konrad von Heresbach allen voran) im Streite um die neue Lehre Luthers den Weg wies. Man öffnete ihr nicht weit die Tore, aber man verschloß auch nicht die Riegel. Man glaubte nicht unbedingt an Wittenberg, aber man horchte doch gespannt auf jedes neue Wort. Man billigte es, daß eine Tochter des Herzogs einem entschieden evangelisch gesinnten Fürsten, dem Kurprinzen von Sachsen, die Hand reichte, ja, man ließ es geschehen, daß ein wortgewandter Anhänger der neuen Lehre, Friedrich Mykonius, öffentlich in der Schloßkirche zu Düsseldorf predigte und in einer Disputation den Anhängern des alten Glaubens Rede und Antwort stand.

Am 19. Februar 1527 fand dieses Düsseldorfser Religions-

gespräch statt. Zwei Tage vorher hatte in St. Lambertus der Mönch Heller von Corbach im Anschluß an das Sonntagsevangelium, der Parabel vom Weinberg, die Hauptunterschiede zwischen altem und neuem Glauben dargelegt, Mykonius hatte sich etwa ein Duzend strittiger Punkte notiert, über die dann am 19. das Für und Wider der Disputation anhub. Und der Schluß war auch hier wie bei jedem Religionsgespräch, daß beide Teile triumphierend den Kampfplatz verließen und zum guten Beschluß sich noch mit je einem Büchlein nach derber, mittelalterlicher Sitte bombardierten.

Indessen ging, unbekümmert um dieses Intermezzo auf offener Szene, hinter den Kulissen eine friedlichere Entwicklung ihren Gang, bestimmt von den Ideen Konrads von Heresbach. Erlasse auf Erlasse folgten, die in ihrer Tonart ein seltsames Abebben von der bloßen, scharfen Abwehr Lutherischer Neuerungen zu den väterlichen Mahnungen innerer Einkehr, zur Abschaffung bestehender Mißbräuche zeigten. Man wollte den Papst nicht im Stich lassen, aber man wollte, wenn er versagte, selbst ein Klein wenig den Papst spielen. Man wollte vermitteln und mußte infolgedessen von hüben und drüben argwöhnische Blicke empfangen. „Bös teutsch, bös evangelisch“ war die echt Lutherische Antwort. In Düsseldorf selbst lagen die Verhältnisse noch ziemlich einfach: die Bevölkerung blieb dem Katholizismus treu. Aber eine Unruhe lief durch das Land ringsum. Im Wuppertal wirkte des Reformators Klarenbach Wort. Und am nördlichen Niederrhein spukte schon der Schatten der Wiedertäufer, die in Münster ihre grausamen Bajazzoscherze trieben, und es war, zumal schon in Wesel die Köpfe in Verwirrung gerieten, ein Akt kluger Vorsicht, daß der Herzog dem Bischof von Münster zur Unterdrückung der gefährlichen Umtriebe zu Hilfe rückte. Und vielleicht war die schärfere Betonung innerer Reformen, die gerade jetzt unter Heresbachs Einfluß wieder zu beginnen scheint, nicht zuletzt eine Rückwirkung dieser Ereignisse.

Doch äußere Angelegenheiten hinderten den Herzog an ruhiger Arbeit im Innern. Hangen und Bängen politischer Sorgen verzögerte entscheidende Schritte. Wieder war der Streit um Geldern ausgebrochen. Herzog Johann und Kaiser Karl standen sich in ihren Ansprüchen entgegen. Aber noch ehe die Waffen klangen, starb Herzog Johann eines unerwarteten Todes. Mit Hoffnungen sahen nun die Freunde der Reformation der Regierung seines Sohnes Wilhelm, des Zöglings Konrads von Heresbach, entgegen. Doch auch ihn nahmen vorerst die Kämpfe um Geldern voll in Anspruch. Schwankendes Kriegsglück beschloß der den bergischen Herzog und all seine jungen Siegerträume tiefdemütigende Venloer Vertrag (1543), der ihn zu einem Gefolgsmann kaiserlicher Politik machte. Kniefällig hatte er in Trauerkleidern um Frieden bitten und bezeugen müssen, „er habe kniend bekannt, aus jugendlichem Leichtsinn und von Etlichen überredet und getäuscht, die kaiserliche Majestät schwer beleidigt zu haben, versprochen, den Bund mit Franz aufzulösen, Geldern abzutreten und den orthodoxen Glauben und des Kaisers und der allgemeinen Kirche Religion zu bewahren, zu behalten und durchaus keine Neuerung einzuführen oder einführen zu lassen.“

Was Minerva, die Helferin in der Schlacht, dem jungen Fürsten versagt hatte, schenkte ihm Minerva, die Schützerin geistigen Schaffens, reichlich wieder. Auf diesem Felde reifte unter dem Schutze des Friedens (eine Heirat mit der Tochter des Kaisers hatte die engeren Beziehungen zwischen Berg und dem Reich besiegelt) die Saat, die Konrad von Heresbach gestreut. Trotz des Venloer Vertrags erfreute sich der Protestantismus wohlwollender Duldung. Eine „Ordnung und Reformation des gerichtlichen Prozesses“ wurde erlassen. Von ganz besonderer Bedeutung war die Pflege des Schulwesens, die Gründung der Monheimschen Schule.

Es war ein Lieblingsgedanke der Humanisten am Hofe, im Herzogtum der Antike durch ein neu zu erbauendes Gymnasium

einen Tempel zu bauen. Besonders der Kanzler Gogreve, dessen ganze Liebe dem Sternenhimmel des Homer und des Horaz gehörte, begeisterte sich für diesen Plan, der nach manchen Verhandlungen in der Berufung Johann Monheims greifbare Gestalt annahm. Auch für Monheim waren die Schriften des Erasmus Morgen- und Abendgebet. Was er auf der Domschule in Münster, der Universität in Köln, dann als Rektor der Stiftsschule in Essen als das Ziel geistiger Bildung erkannt hatte, die Hingabe an die Antike, wollte er nun in Düsseldorf in tausend junge Seelen senken. Im Schatten der Lambertuskirche entstand das neue Heim, das die Klassen von Oktava bis Sekunda umfaßte. Das Lateinische sollte im Brennpunkt der Studien stehen, um den sich dann Griechisch, Hebräisch, Arithmetik, Geographie, Astronomie und Musik strahlenförmig gruppieren. Schriftliche Übungen, Disputationen und Deklamation unterbrachen den täglichen Unterricht, der zur Hauptsache den von Monheim bearbeiteten Lehrbüchern folgte. Cicero, Vergil und Terenz, für die älteren Schüler auch Aristoteles, Justinian und Demosthenes bildeten die Lektüre. Dem Sonntagmorgen gehörte der Religionsunterricht.

Das war das Programm der Monheimschen Schule. Aber nicht in diesem Programm liegt das Geheimnis der Erfolge Monheims. Sondern zunächst und vor allem in seiner Persönlichkeit. Monheim war durch und durch ein Mann der Praxis: kein Entdecker, aber ein Vermittler von seltenen Graden. Einen gegebenen Stoff für den Unterricht fruchtbar zu machen, darin lag seine Stärke. Und er muß wohl auch im Verkehr von Mensch zu Mensch ganz außergewöhnliche Vorzüge gehabt haben — denn wie wäre es sonst zu erklären, daß in diesem kleinen Düsseldorf bald an die zweitausend Schüler zusammenströmten und sich zu den Füßen des „Lehrers von Niederdeutschland“ drängten?

Doch ein Unstern hat über Monheims Schicksal gestanden. Ihn hat die Temperatur, die über dem geistigen Düsseldorf lag,

zum Opfer gefordert: jene Temperatur, die nicht kalt und nicht warm war, jenes ewige, laue, unentschiedene Hin und Her zwischen Rom und Wittenberg, das die herzogliche Politik und ihre Drahtzieher, die Humanisten, auch nach der Katastrophe von Benlo noch kennzeichnet. Den entschiedenen Katholiken war Monheims Art schon lange nicht recht. Als er nun gar unter seine Lehrbücher auch einen „Katechismus“ reihte, der unverkennbar reformatorische Neigungen verriet, erschienen die Kölner Jesuiten auf dem Plan. Ein Streit entspann sich, dessen Heftigkeit Monheims Gesundheit untergrub, die Bande der Schuldisziplin lockerte, der Schule das Vertrauen streng katholischer Kreise entzog und durch die Reduzierung der Schülerzahl auch den Düsseldorfer Bürgern, die durch die große Zahl der bei ihnen einquartierten „Studenten“ wohl auf ihre Rechnung kamen, eine nicht unwesentliche Einnahmequelle verschloß.

Selbst der Herzog, bis dahin Monheims getreuer Schutzherr, schien verärgert. Die Angriffe der Jesuiten auf Monheim galten letzten Endes auch ihm und seiner Kirchenpolitik. Und es will fast scheinen, als ob Herzog Wilhelm mit der Zeit mehr und mehr durch diese und ähnliche Erfahrungen hartherziger und religiösen Neuerungen unfreundlicher geworden sei. Erhebt er doch 1563, ein Jahr vor Monheims Tode, in einer Denkschrift warnend dem Rektor den Finger, „daß er seyne schuler yn christlyche buch, gôzforcht und gehorsam brecht, daß er yn den lektion, ynsonderheyt yn sacris geine veryrte leher und schrybenten ynfeurt“ und schärft er doch auch allen Amtspersonen ein „uff dey sektarios als wydderduffer, sakramenteyrer, kalvinisten und andere bosch= u. wynkelpredyger, auch moetwillige predikanten acht zu haben.“ . . .

Diese Worte verkünden den allmählichen Frontwechsel, der denn auch mit dem Jahre 1570 offen in die Erscheinung trat und der katholischen Partei das entscheidende Übergewicht verlieh. Das letzte Wort wurde auch freilich damals noch nicht gesprochen — entluden sich doch bald genug wieder die Gewitter

in den Kämpfen um Jacobe von Boden, um deren sagenumflungene Gestalt noch heute die Wetter leuchten. . . .

Doch statt um des Glaubens willen, um der Deutung von Bibeltexten willen zu den Schwertern zu greifen, wäre ein anderer Kampf notwendiger und edler gewesen in dieser verblendeten Zeit: der Kampf gegen den Aberglauben, der noch in hundert niederrheinischen Winkeln nistete. Mehr als einmal war es (so im nahen Ratingen und Angermund) geschehen, daß Frauen wegen Zauberei ihr Leben hatten lassen müssen. Und immer noch waren die Stimmen selten, die sich wider den Hexenwahn erhoben. Der Arzt Johannes Weyer, ein Schüler des Agrippa von Nettesheim, wagte unter den ersten den Kampf. „Was können alle theologischen Kontroversen über die zeremoniellen Riten, was alle Streitereien über die Interpretation von Stellen der Hl. Schrift uns und unserm Glauben frommen, wenn nicht vorab der ärgste Feind des Glaubens, der Aberglaube, besiegt wird“ heißt es zu Eingang seiner Schrift „de praestigiis daemonum“. Und wie einsam Weyer sich auf diesem Boden der Aufklärung fühlt, geht aus Sätzen hervor, bitter wie diese: „Fast alle, auch die Theologen, schweigen zu dieser Gottlosigkeit; Ärzte dulden sie; die Juristen hängen an ihren alten Vorurteilen; wohin ich auch blicke, niemand, niemand, der aus Erbarmen mit der Menschheit die Hand zum Heilen der tödlichen Wunde erhebt.“ Man kann sich denken, daß unter solchen Umständen der Kampf eines einzelnen ziemlich erfolglos bleiben mußte — hatte doch 70 Jahre später ein niederrheinischer Mann, Graf Spee, der Säger der „Truзнachtigall“, in dieser Sache den gleichen harten Stand.

Doch es wird geraten sein, eine kleine Weile den Blick von den harten Kämpfen der oberen Tausend zu wenden und einen Gang in die stillere Welt von Gevatter Schneider und Handschuhmacher zu tun. Es ist ja die Zeit, die dem Handwerk seinen goldenen Boden schlägt, die schöne, alte Zeit des Hans Sachs, wo der brave Bürgersmann aus lauter Lieb und Lust zum Dichter

und zum Singer wird, wo die Hand, die am Tag den Leisten hämmert, am Abend an den klapprigen Versen herumschlägt, unverdrossen, bis endlich doch eine neue Lilienblüt- oder Rosmarinweis' zum Vorschein kommt. . . .

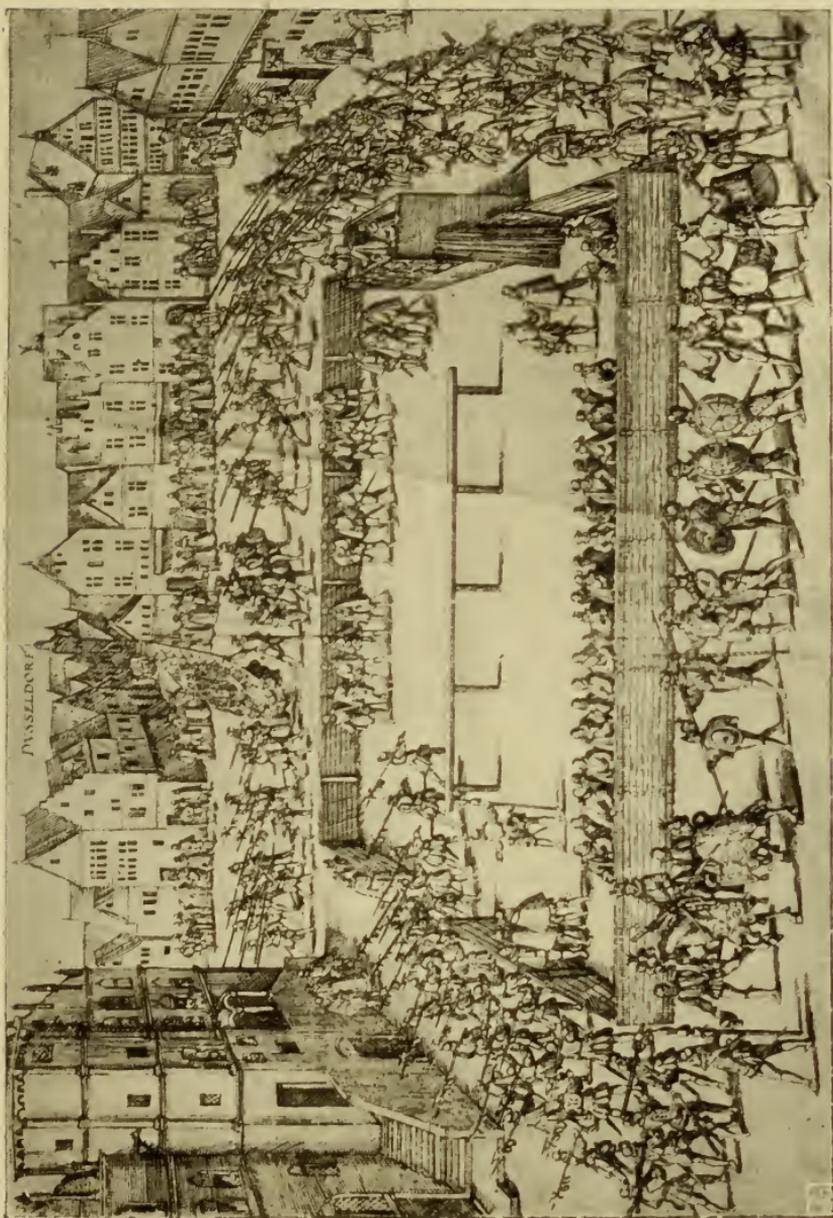
So schöner Seelen freilich kann sich das Düsseldorfser Handwerk nun nicht rühmen in dieser poetischen Zeit. Meistersinger gibt es da nicht. Aber Zunft und Gilde blüht auch hier. Da sind zum Beispiel Hans Sachsens Bettern, die Schuster. Wer ein aufrichtiges Paar Stiefeln, ein Paar Pantoffeln und ein Paar Hausmannschuhe mit Riemen innerhalb achtundvierzig Stunden zustande bringt, der mag als Meister kommen in ihre Zunft. Und wer einen Mannsrock, eine Mannshose, ein Wams und einen Frauenrock gut und schick anfertigen kann, der sei in Ehren als echter Schneidermeister anerkannt. So aber einer andere Talente in sich fühlt, mag er nur frisch sein Meisterstück wagen, denn noch andere Zünfte gibt es hier, die seiner harren: die Schreiner, die Wollengewandschneider, die Weber, die Scherer. Und weiß er ein Liedlein, frisch auf mag er es singen, und wenn es auch keine neue, höchstigen erfundene Meistersingerweis' ist, so sei es ein Lied, das ihm am surrenden Spinnrad die Mutter gesungen, vom schönen Mädchen und dem Wassermann:

„Christinchen saß im Garten,
Ihren Bräutigam zu erwarten.
Sie hatte schon längst am Himmel gesehn,
Daß sie im Rhein würd' untergehn.“

Oder von der Lieb' und Treu':

Ein Mädchen von achtzehn Jahren,
Das hatte von zwei Männern die Treu;
Der eine war ein Schiffsmann,
Der andre ein Kaufmannssohn.“

Und wie sie so singen, da huscht eine Gestalt vorüber an ihrem Fenster, und nicht mehr lange wird es sein, dann wird diese gleiche Gestalt wie ein Totenschatten durch ihre Lieder gehen und



Turnier bei Anlaß der Hochzeit der Jacobe von Baden.

Julius Göhn, Hofphotograph, Düsseldorf, phot.

mit ihnen weinen in der Dämmerung . . . in der Dämmerung,
wenn einer toten Frau ruhelose Seele durch die Gassen irrt,
straßauf, straßab —

* *

Ein Sommermorgen . . .

Wie heute die Häuschen dastehen, diese schmalbrüstigen, bleichen Häuschen von gestern! Stolz wie lauter, lauter Schützenkönige haben sie sich heute zur Schau gestellt, mit Grün bezogen von oben bis unten . . . und in den Stuben erst, wie das glitzert und blinkt, wie der weiße Sand auf den Fußböden schimmert, wie Tisch und Teller im Sonntagsstaat glänzen . . . und dann das Leben auf den Straßen, wie das ein Kommen und ein Gehen ist, wie das lärmt von Hufegetrappel und Räderrollen, wie das hallt von Zuruf und munterer Antwort.

Raum kennt die liebe Sonne noch ihr altes Städtchen wieder. Sind das die Bürger noch von gestern, die vor ein paar Stunden noch mit ihrem grauen Arbeitskittel vor der Hobelbank gestanden sind und nun mit Trommelschlag und Pfeifenklang in vier Fähnlein zur Stadtmauer ziehen und nun in langen Reihen vom Schloß bis zur Bergerpforte mit Wehr und Wacht die Straßen besetzen? Und wo kommen all die Fußknechte her, die da zur Pforte ziehen und die Zitadelle zum Standquartier wählen. Sieh sie doch einmal an, wie schmuck sie ausschauen in ihrem kirschroten Wams, ihren weißen Hosen und den gelben Strümpfen, und wie gefährlich sie da hantieren mit ihren Rohren, Pulverflaschen, Lunten und Seitenwehren. Und was man sonst für fremde Gesichter in den Straßen sieht: Hofherren, Ärzte, Apotheker, Geistliche, Juristen, Sekretäre, Edelknaben, Stallmeister, Bereiter, Trompeter, Musketiere, Barbieri, Leibschneider, Mundköche, Metzger, Silberkammerlinge, Trabanten, Stallknechte. . . . Den Hals möchte man sich ausrecken, um all die Uniformen, die Treppen, die Spitzen, die Degen, die Hüte, die Orden zu sehen, gelehrter wie der gelehrteste Schulmeister in der Stadt müßte man

ja sein, um sich auszukennen in all den hohen und höchsten Herrschaften, die heute nach Düsseldorf gekommen — fürstliche Hochzeit zu feiern.

Wie sie wohl ausschauen wird die schöne Jakobe von Baden, die heute Wilhelms des Reichen Sohn, Johann Wilhelm, die Hand zum Lebensbunde reichen wird? Ob sie auch glücklich wird mit dem jungen Herrn, von dem die Kammerdiener am Abend so manches sonderliche Geschichtchen herumgetuschelt haben . . . daß es manchmal nicht ganz recht zugehen soll mit seinem Verstand, daß . . .

Doch darüber nachzudenken ist jetzt keine Zeit. Horch — schon braust es durch Straße und Gasse von Vivatruf, schon blasen die Trompeten, schon schlagen die Hufe auf — da kommt er selbst geritten, dem Zuge voraus, der fürstliche Bräutigam. Mit Güldenstücken und Decken ist sein Roß behangen, ein roter, mit breitem Persament durchwirkter Mantel flattert um seine Schultern, ein weißer Federbusch wallt über seinen mit Perlen über und über besäten Helm. Und nun kommt ihm die ganze Schar der Edelleute nach, die der Pfalzgraf bei Rhein und der Markgraf zu Baden mit in diese Mauern geführt haben, die adligen Räte folgen — und dann noch einmal Trompetengeschmetter — die Braut, die Braut zieht ein!

Sechs wohlgeputzte, bunte Pferde ziehen den Wagen. Und darin — das Lächeln einer Fürstin, die das Leben ist und die Lust zu leben. . . . Und die frohen Menschen vom Rhein, die nichts so zuinnerst lieben als die Rose und das Lächeln einer Frau, wissen, daß diese junge Fürstin da eine von ihrer Art, daß sie der Sonnenschein ist . . . und sie jubeln ihr zu, und Freude, Freude ruft der Donner ihrer Geschütze. . . .

Und der Abend kommt, und die Stadt, die sonst so pünktlich schlafen geht, kann heute nicht zur Ruhe kommen. Das ist immer noch ein Leben und ein Gedränge und ein Fluten in der Straße . . . selbst die alte Zugbrücke dort drüben über dem Graben, die doch

immer so verdrießlich und griesgrämig bei der ersten Dämmerung schon ihr Tagewerk beschließt, bückt sich geduldig weiter und trägt auf ihrem Rücken alle, alle in die lärmende Stadt. Da rasseln noch immer die schweren Kutschen und die Packwagen über das holprige Pflaster, da reiten noch bergische Ritter, verspätete Gäste, zum Tore herein und bahnen sich mit derben Flüchen ihren Weg durch die Menge. Bis spät in den Abend gehen wie schriller Pfeifenklang die Stimmen der Quacksalber und der Krämer durch das Gemurmel. Zigeuner hört man rufen da und dort, Gaukler schlagen an der Straßenkreuzung ihre Bretter auf, fahrend Volk, lichtscheu Gesindel drückt sich in den dunklen Gassen herum.

Und oben im Schloß flimmern die Lichter auf. Schmeichelnde Lieder wehen im Abendwind. Hörst du, wie die Fanfare jauchzt, wie die Pauke dröhnt, wie die Harfe jubiliert, wie es so lieblich singt im Spinett . . . und wie leise, leise eine Geige weint? Jetzt sieht wohl die schöne Braut inmitten der glänzenden Gesellschaft, die sich an den Tischen drängt, der Fürsten, der Abgesandten des Kaisers, der Ritter. Und zwei große, sehnsüchtige Augen gehen wohl wie im Traum über all die Menschen dahin, haften an den weichen Decken und Teppichen, die rings sich um die Wände spannen und in Figuren und Gedichten immer wieder von der Liebe sprechen, folgen verwundert den tanzenden Flammen der zitternden Fackeln und suchen und suchen in Glanz und Glast das irrlichtelierende Glück. . . .

Die Tage kommen, und wie das Märchen huscht ihr bunter Schein vorüber an der stillen Stadt. Bilder auf Bilder steigen auf vor ihrem verwunderten Blick. Zum Turnier wird geblasen, und die bergischen Ritter ringsum sind geladen, ihres Namens Ehr', ihres Armes Kraft, ihrer Lanze Stoß zu erweisen. Ein Feuerwerk hebt sich auf in die dunkle Nacht, Flammen züngeln, Feuerpfeile schwirren leuchtend empor und sinken zischend nieder, Feuerbälle werden geworfen . . . und zum Schluß gibt es etwas ganz Neues, Niegesehenes: ein Schiffsgefecht auf dem Rhein.

Und acht Tage lang bleibt die bunte Freude zu Gast. Acht Tage lang faßt ein Wirbel diese ruhigen Bürger, acht Tage lang ruhen Hammer und Amboß umkränzt.

Dort drüben aber, fern am Horizont, färbt sich der Himmel blutigrot zur Nacht. Niederrheinische Dörfer brennen, Flammen schlagen auf. Spanische Kriegerscharen ziehen vorüber.

Sind es die leuchtenden Wetter, die das heranziehende Gewitter künden, sind es die ungeladenen Gäste, die Boten des Mars, die in der Ferne die Waffen schütteln, sind es die Hochzeiter des Todes, die auf Brautfahrt reiten?

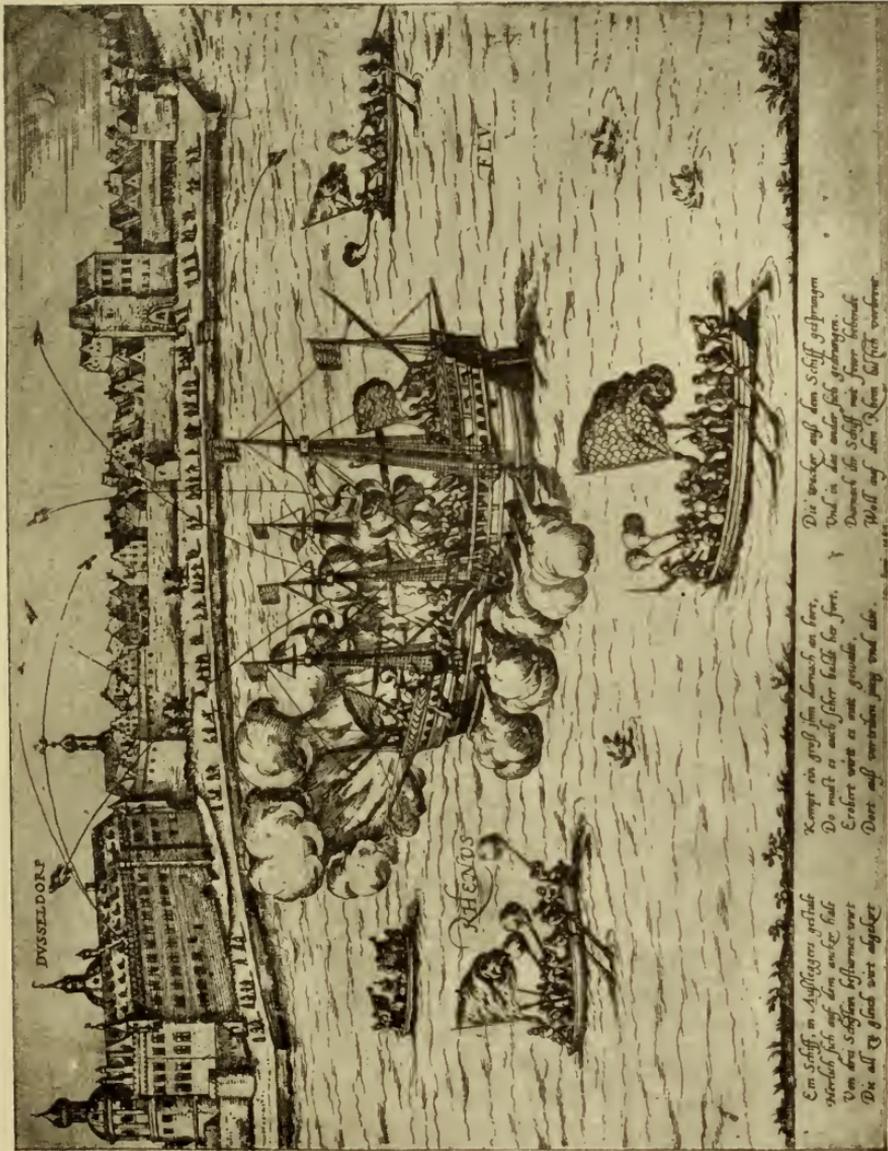
Incipit — — tragoedia?

* * *

Ja, die Glocken, die zur Hochzeit klangen, waren Grabgeläut. Grabgeläut all dem Frühlingshoffen einer jungen Frau:

„Ach, Unglück groß mit Schmerz,
Wie hart hast mir mein Herz,
Mit schwerem Leid umfassen.
Mir ist alles vergangen,
All Freud' zu diesen Stunden,
Leid ich dafür hab funden.“

So hat es später in ihr geklagt. Was geschehen mußte, war geschehen: ihr Gemahl, der schon stammelnd als Bräutigam vor ihr gestanden hatte, war dem Wahnsinn verfallen. Aber die junge Frau an seiner Seite, die hatte das Leben und das Licht und die Lieder zu gern, als daß sie sich nun auch in Traurigkeit hätte einspinnen und im Schatten hätte verblühen sollen. Ja, es ist, als ob sie nun erst recht mit gesteigerter Inbrunst sich an das Leben angeklammert und ihm gewaltsam hätte entreißen wollen, was es ihr zu versagen schien. „Dansen, springen, singen und maskariren war ihr tägliches Exerzitium.“ Das Regiment wollte sie führen, nimmer einem anderen gehorchen, selbst auf der Höhe stehen und die Gaben streuen, statt sie selbst mit dankenden Händen von Fremden empfangen.



Ein Schiff, in Anglegen, gehalt
 stehet hier auf dem anker, halt
 Von dem süßem Gessamen wert
 Die all es steh wert aufget

Kempt ein groß sein Lornach an here,
 Du mußt es auch selber haltet her fore,
 Erhöret wert es wert gewalt
 Dort auf werteten Jung wert abe.

Die wacker auf dem Schiff gestanden
 Und in dem wacker sich gestanden,
 Demant die Schiff mit Feuer gestand
 Wollt auf dem Rhein die firt vordere.

Schiffsgefecht auf dem Rhein (bei der Hochzeit der Jacobe).

Julius Kühn, Hofphotograph, Düsseldorf, phot.

Man weiß, wie alles kam, und es kann das alles nicht an dieser Stelle wiederholt werden. Wie sich, noch ehe über des Kranken Herzogs Leiche der Sarg sich schließt, gierige Hände ausstrecken nach seinem Erbe. Wie die katholische Partei, geführt vom Marschall von Schenkern, dem Alba des Niederrheins, mit den protestantischen Bewerbern zerfällt. Wie Jakobe, die Einsame, mit der Unbeständigkeit leidenschaftlicher Frauen bald an diese, bald an jene Partei sich anzuschließen sucht, wie sie die eine um die andere verrät, bis auch sie ein Verrat ihre Unklugheit büßen läßt. Wie sie nun, da sie sich keiner Stütze mehr sicher weiß, im Rausch der Feste, im Wirbel der fiebernden Freuden sich vergift . . . und wie dann hinter dem Vorhang die Frazen lauern, die mit Kammerdienerblicken ihr Tun und Lassen Punkt für Punkt, Schritt für Schritt verfolgen. Wie man ihr auf Grund von Anklageschriften, in denen der Geist des dunkelsten Mittelalters umgeht, den Prozeß zu machen sucht, wie man noch nicht einmal Zeit genug hat, die Entscheidung abzuwarten . . . und sie eines Morgens — am 3. September 1597 war es — gewaltsam erstickt in ihrem Bett aufgefunden wird. . . .

Zwei Jahre früher schon hatte ein Arzt, der sie vergiften sollte, dem Marschall von Schenkern antworten müssen: „Des Herrn Kanzlers und einiger Räte funestum consilium ist handgreiflich wider Gott und alle Billigkeit. Die Herzogin ist noch nicht gehörlicher Maßen verurteilt worden, einen aber mit dergleichen Trank und Süpplein hinzurichten, ist ärger und unverantwortlicher, als jemand mit dem Schwerte töten lassen.“

In der kleinen Kreuzherrenkirche hat sie ihre erste Ruhestatt gefunden. Aber in den Sagen der Düsseldorfer geht sie noch heute um. In dem alten Schloßthurm, dem Schläfer in der lauten Stadt, ist ihre Heimat, und nachts, wenn die Welle am Ufer seufzt, irrt hier eine müde Seele ihrem Frieden nach, zitternd wie die Armesünderblume, die am Kreuzweg hin und her schwankt . . . und dann und wann lauscht wohl einer ihrem Atem in der Nacht,

wie einst der junge Heinrich Heine, dem das Knabenherz pochte, wenn er glaubte, durch die seufzende und stöhnende Flut, durch die geheimnisvollen Schauer der Schloßtrümmer ihre lange, seidene Schleppe vorbeirauschen zu hören.

* * *

Aber mit dieser That hatte die grausame Hand Schenkerns sich schließlich doch nur die Rute gebunden, die ihn selber schlug. Antoinette von Lothringen wurde Jakobes Nachfolgerin. Verwandten Geistes mit ihr, doch weniger unstet, sicherer, entschlossener. Mit einem Heere belagerte sie Jülich und zwang Schenkern, außer Landes zu fliehen.

Wir nannten ihn eben den Alba des Niederrheins. So fehlen auch in seinem ehernen Bild nicht ganz die sympathischeren Züge: Vasallentreue hat auch er gekannt. Noch bewahrt Düsseldorf ein kostbares Zeichen des Gedenkens, das er seinem alten Herrn, Wilhelm III., dem Reichen, in Sturm und Not gehalten hat: das Grabdenkmal in St. Lambertus. Für 2000 Goldgulden, 50 Thaler kölnisch, 16 Malter Roggen und 8 Malter Weizen hat da die Bildnerhand Meisters Gerhard Scheben zu Köln treffliche Arbeit getan. Italienische Hochrenaissance, die sich schon da und dort der Laune des Barock hingibt. Als ob Träume nach Ruhm und Waffenglück ihn noch umgaukelten, liegt der Herzog da. Kein Loter; ein müder Kämpfer in Walhall, der Bisier und Handschuh sich zur Seite gelegt hat, als müßte einmal wieder einer kommen und ihn rufen zum Kampf. Und um ihn: reizvoll schillernder Marmor. Acht weiße Löwen, die die Wappen seiner Ahnen halten, stellen zu seinen Füßen die Wacht. Die Klugheit, die Gerechtigkeit, die Tapferkeit, die Mäßigkeit zu seinen Häupten wie Schwestern, die ihren Bruder betrauern. . . .

Solcher Schmuck war selten in der schlichten, bürgerlichen Stadt. Noch immer gab es wenig zu sehen für den Kunstfreund aus der Fremde. Das Schloß? Wenig war geschehen in der



Grabdenkmal Herzog Wilhelms des Reichen (in der Lambertuskirche).
Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf, phot.

letzten Zeit. Volle zehn Jahre hatte man gebraucht, den Flügel, der 1510 in Flammen aufgegangen war, wieder aufzubauen. Was um- und angebaut worden war, war recht und schlecht nur Flickarbeit. Wenige Schritte abseits war ein neues Rathhaus angewachsen. Ein Kind der Zeit, in der die Renaissance die Gotik ablöst. Nicht ohne Anmut in den Formen, aber schlicht bürgerlich, ohne Prunk. Ganz wie die Häuser, die die Lücken in den Straßen schlossen, Häuser, wie sie die schmale Börse der Beamten sich leisten kann. Was sonst gebaut wurde, kam den Fortifikationen zugute. Da muß es dann freilich dörflich-idyllisch ausgesehen haben in dieser guten, alten Zeit. Ein Jeremias auf den Trümmern, stimmt der Hüter dieser Herrlichkeit, der ehrenfeste Artilleriemeister und Schultheiß Breckewolt Jahr für Jahr vor tauben Ohren seine Klagelieder an: die Wände des Artilleriehauses würden binnen 14 Tagen einfallen und das altersgraue Dach zusammensinken. Der Giebel des Werkhauses drohe ebenfalls dem Einsturz. Auf dem Wall eine große Unordnung; Ferkel, Schafe, Ziegen spazierten darauf herum, wie es doch keiner Orten gebräuchlich sei, auch Kinder, wie jung und alt träten die Brustwehren nieder. Die Walltüre stände jederzeit offen, auch habe Jedermänniglich, geistlichen und weltlichen Standes, Schlüssel davon und gebrauche sie. Deswegen wäre es sehr nötig, daß bald Ordnung geschafft werden müsse. Auch die Geschütze seien verfault und verdorben, daß man es weder „zu Freuden, zu Schimpf oder Ernst gebrauchen könne“.

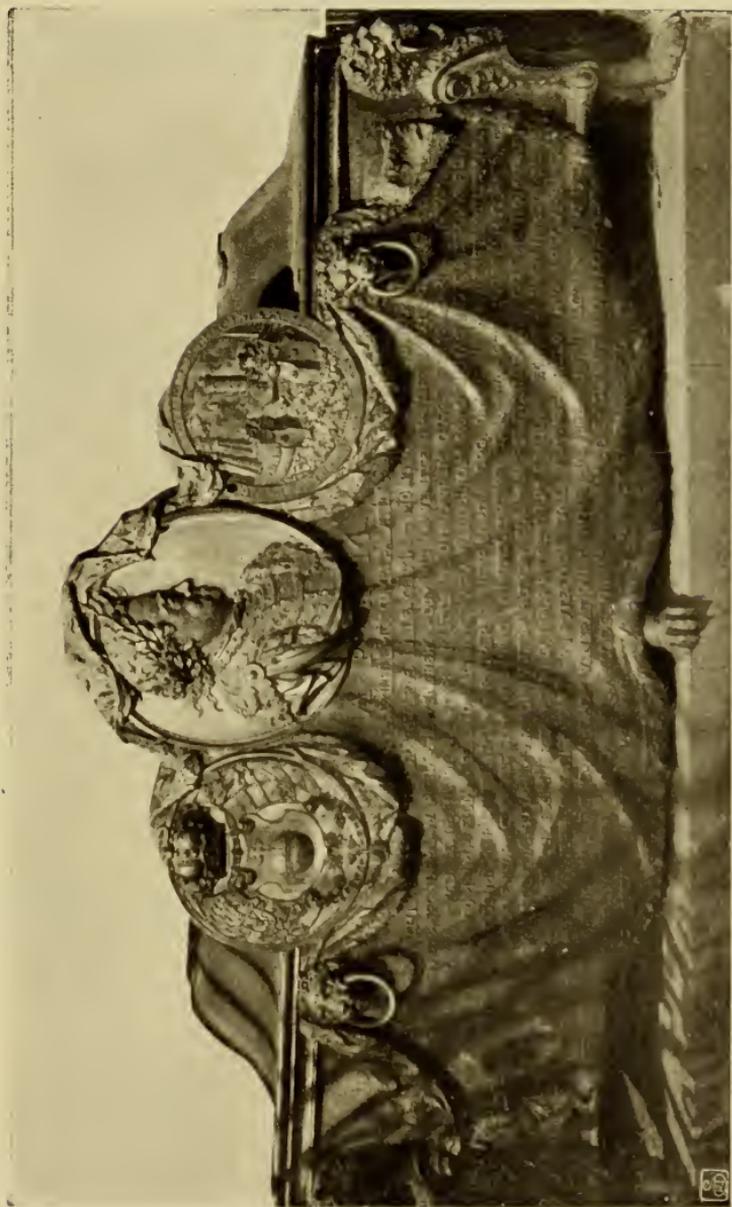
Aus solchen Schreiben möchte man schließen, daß es „mit Schimpf und Ernst“ zu Düsseldorf noch seine gute Weile hatte, daß der Bürgermann ungeschoren in seinen vier Pfählen saß und geruhsam am Abend mit dem Nachbar darüber plauschte, wenn hinten weit in der Türkei . . . Doch ganz so friedlich ging es nicht ab. Noch 1598 zogen spanische Horden sengend und brennend vorüber, und der Bauer draußen in den Dörfern ballte die Faust in der Tasche, wenn sie ihn heimgesucht hatten. Schutz

fand er nirgends. Schlaff hingen die Zügel des Regiments zu Düsseldorf am Boden, so außen, wie innen. Ein Beispiel nur: In der Stadt, die sich einst der blühenden Schule Monheims und dann seines Nachfolgers Fabrizius erfreut hatte, trieben Winkellehrer und Bildungsscharlatane jetzt ihr Wesen. Die höhere Schule glich einem fidelem Gefängnis. Im Verein mit Bürgern und Handwerksburschen hatten die „Studenten“ dem Schultheiß die Fenster eingeworfen, die Schule erbrochen, die Schulglocke geläutet usw. Auch mit den Lehrern war es ein Jammer. Oft genug fehlten sie ohne Grund, und ein ganz besonders Gemütvoller unter ihnen, der Gebieter der Nullanen, trieb mit Eifer und Umsicht Weinzapf und hörte nicht auf das Flehen mahnender Behörden. . . .

Es fehlte die frische Luft. Es schien, als ob sie alle die Hände in den Schoß legten und warteten, wann endlich das trübe, flackernde Lebenslicht in dem kranken Herzog Johann Wilhelm verlöschen und man im Schloß die Fensterladen wieder aufstoßen würde, um den hellen, lichten Tag endlich einzulassen.

Am 25. März des Jahres 1609 hatte der Tod ein Erbarmen. Herzog Johann Wilhelm starb und mit ihm das alte Geschlecht, das mehr denn 500 Jahre gewacht hatte über dieser Stadt.

Die Bahn war frei —



Sarkophag Johann Wilhelms von Berg.

Julius Cöhn, Hofphotograph, Düsseldorf, phot.

JOHANN



WILHELM

III. Jan Wellem.

Aus dem Streit um die Erbfolge in Berg waren die Pfälzer siegreich hervorgegangen. Noch war die Zeit nicht gekommen für den schweren, bedächtigen, brandenburgischen Ernst. „Fröhlich Pfalz!“ war die Losung; noch waren die Tage dem holden Leichtsinn fürstlicher Verschwender günstig; noch durfte die Sinnenfreude, die Lust an der Farbe und an flatternden Liedern das Leben umkränzen; noch durfte ein Kunstliebendes Geschlecht das Geld zum Fenster hinausgeschütten um eines Bildes, einer Statue, eines Teppichs, eines Portals, einer Operszene willen. Noch durften anstatt neuer Rekruten und Beamten Maler und Bildhauer und Architekten und Musiker sich sonnen an diesem Hof, der der Kunst einen so prächtigen Mäzen wie Jan Wellem zu schenken hatte.

Ja, es war ein ander Leben unter den Pfälzern! Berstiegene Träumer in politicis, schlechte Haushalter waren sie wie niemand vorher Ehrer und Mehrer ihrer Residenz.

Jung, hol Wein,
Jungfrau, schenk ein,
Junker, trink aus
Bauer, zahl den Schmauß“

hieß es ja freilich auch hier. Aber es kommt doch Farbe und Rhythmus in die graue, schwerfällige Stadt am Niederrhein. Und der Schuß Champagner im Blut — und mag dieser Champagner damals auch noch so kostspielig für sie gewesen sein — hat ihr wahrlich nicht schlecht getan.

Wie gibt gleich der erste, Wolfgang Wilhelm, dem Leben in dieser Stadt einen leichteren, graziöseren Schritt. Über niedrige Dächer läßt er die gefälligen, oval überdachten Türme von St. Andreas emporwachsen. Mit Rubens und van Dyck tritt er in nähere Beziehung, die (leider, leider) in der Geldnot für Düsseldorf nicht fruchtbar gemacht werden kann. Freundliche Maler-talente wie diesen Johann Spilberg, der aus der Rembrandt-Schule kommt, zieht er an seinen Hof. In die Hände des Egidio Hennio, des nicht unrühmlich bekannten Komponisten von Messen, Psalmen, Hymnen, legt er den Dirigentenstab und läßt ihn für hundert blanke Goldgulden im Jahr dann und wann aus Lüttich herüberkommen, um die Konzerte der Hofkapelle (in summa 20 deutsche Instrumentalisten und 8 italienische Sänger) zu leiten. Wird durch ein Brandunglück, wie durch das Auffliegen des Pulverturmes anno 1634, eine Bresche in das alte Straßenbild geschlagen, so sorgt er für die Verschönerung des äußeren Bildes und darf kurz vor dem Westfälischen Frieden von seinem Gastfreund, dem päpstlichen Nuntius Fabio Chigi (späteren Papst Alexander VII.) das Lob ernten:

„Ripa dextra spectabilis arce
Tollitur urbs, quondam pagus, cui Dussela parcas
Affusas largitur aquas et nomina donat.“

Einen nicht minder vorteilhaften Eindruck macht die Lebensart am Düsseldorfer Hof auf die Engländer, die im Gefolge Karl Stuarts 1654 bei Philipp Wilhelm, Wolfgang Wilhelms Nachfolger, zu Gast sind. „Einen der gebildetsten Fürsten Deutschlands, als einen Mann, der die feinen Umgangsformen der Franzosen mit dem ernstesten Wesen der Deutschen verbinde“ bezeichnet ihn Minister Clarendon. Die Musik ist es vor allem, der Philipp Wilhelms Gunst gehört. Sebastiano Moratelli ist sein Hausmusikus. Er komponiert für ihn eine Oper „Das Kleinod Ceraunia von Ulißigone jetzt genannt Lisbona“. In dieser Oper gründet Odysseus aus lauter Höflichkeit gegen den anwesenden König

Peter von Portugal auf seinen Irrfahrten zur Abwechslung auch Lissabon, läßt ihn hier den Besuch der Kalypso entgegennehmen und den alten Sünder, den Freund der Circe und der Kalypso, auf seine alten Tage noch moralisch werden. Odysseus bittet nämlich die liebe Dame Kalypso, sie möge hübsch wieder nach Hause fahren, und motiviert das mit folgenden, zwar nicht geflügelten, aber doch sehr vernünftigen Worten: „Ich habe allhier meinen Sohn, dem von verliebten Eitelkeiten ein Exempel zu geben mir nicht geziemen will.“ Wie die Mythologie, so hat auch die Kunst, wie man sieht, doch immer wieder zurechtgebogen werden müssen für die höfischen Wünsche. Sie war insbesondere für Philipp Wilhelm nur Mittel zum Zweck der Prunkentfaltung. „Man kommt zu schaun, man will am liebsten sehn — Wird vieles vor den Augen abgesponnen — So daß die Menge staunend gaffen kann — Da habt ihr in der Breite gleich gewonnen — Ihr seid ein vielgeliebter Mann“ heißt es für den Künstler am Hof seiner Gönner.

Bis einer kommt, der mehr ist als ein Kunst„gönner“. Einer, der in die Kunst bis über beide Ohren verliebt ist und ihr alles gibt, was er zu geben hat: Johann Wilhelm. Aber nein — Johann Wilhelm heißt er ja gar nicht. Heute und morgen, wie gestern und ehegestern und vor 200 Jahren bleibt er der Jan Wellem. Wie er in seinem grünen Mantel über den Marktplatz reitet und die Jahrhunderte federleicht zu uns herüberträgt, wie jeder, der Düsseldorf lieb hat, an ihn und sein Reiterbild zuerst zurückdenken muß, wenn ihn in der Ferne die Erinnerung an die Heimatstadt überkommt, wie Düsseldorfer sein schlechtweg heißt Jan Wellems Freund sein — so wollen wir uns von ihm erzählen und von seinem Städtchen, das seinem Herzen so nah gestanden wie die Kunst, und wollen sein Bild betrachten, wie man ein Familienbild beschaut, mit dem Gefühl der Freude und der Dankbarkeit und ein ganz klein bißchen Familienstolz. Wollen es freilich nicht machen wie der gute, alte Vater Lavater und

„physiognomische Fragmente“ sammeln und aus den Gesichtszügen und aus jedem Borstenhaar seine ganze Seele lesen wollen. Eine Beobachtung aber wird sich uns aus den Bildern und Handzeichnungen, die ihn darstellen, ganz von selbst aufdrängen: sein aus Schroffem und Weichem so seltsam gemischtes Wesen. Etwas Abweisendes, Kaltes, von dem eigenen Wert nur allzu Überzeugtes und Selbstbewußtes hat seine Erscheinung. „L'état c'est moi“ sagt jede Geste. Aber der Blick der Augen stimmt schlecht dazu: denn diese Augen sind ja die Augen eines Kindes, große, fragende, wünschende, in Fernen träumende Augen. Wenn über diese Lippen die Worte wie Befehle kamen, dann sahen aus diesen Augen nur weiche, leise Bitten. Das ist das Zwiespältige, das den Herrscher und den Menschen trennt.

Der Sonnenkönig hat auch ihn in seine Bahn gezogen. Was Jan Wellem, der Knabe, auf seinen Reisen an den Hof Ludwig XIV. als das Alpha und Omega alles Herrschertums gelernt hat, die grenzenlose Hochachtung der eigenen, fürstlichen Person, hat er als König im Kleinen später wohl beachtet. Hoffärtig war er Zeit seines Lebens, und am schwersten war es ihm immer, sich zu bescheiden mit seiner Macht. Pläne schwohlen ihm nur zu leicht aus dem Bereich des Wirklichen zum Phantastischen an. Wie sich seine politischen Pläne zu den Hoffnungen auf eine armenische Königskrone verstiegen, wie er als Diplomat immer nur die hohen Ziele und nie die steilen Wege sah, so nehmen auch seine Kunstbestrebungen oft genug den Flug ins Nimmernimmerland. Ohne Utopien hat er nicht leben können. Den Stein der Weisen hat er jahrelang gesucht, und niemand hatte leichter sein Ohr als die Scharlatane und die Alchimisten. Was ihm schmeichelte, traute er sich zu, und wie er sich selbst schmeichelte, brauchte er die Schmeichler und die katzbuckelnde Devotion. „Il était le délice des courtisans“ meint einer seiner Höflinge. Zeremonie war auch ihm kein verhaßter Zwang. „Wenn der Kurfürst durch die Stadt fährt,“ so erzählt ein Reisender, „gehen die Hofherren

vor seinem Wagen her, den die Leibwache mit geschultertem Gewehr beiderseits umgibt. Zwanzig Pagen sind unmittelbar vor dem Wagen und am Schläge ein halb Duzend Heidenucken und Schweizer Hellebardiere. Was mir am seltsamsten vorkommt, ist, daß er Leute von solchem Range seiner Kammerherren wie Lakaien vor seinem Wagen bis über die Knöchel im Kot gehen läßt.“ Man sieht, wie Ludwig XIV. Schule macht.

Aber wie der Blick seiner Augen den hochmütigen Zug um seine Lippen Lügen straft, so bricht doch auch immer wieder in ihm das Zart-Menschliche hervor. Er liebt seine Heimat und seine Stadt. Gern spricht er dann und wann die Sprache der Bürger, gern feiert er hier und da mit ihnen ihre Feste, wie das Bogelschießen zum Beispiel. Zweimal in der Woche haben Bittsteller Zutritt bei ihm, und dann ist er ihr Freund. Ziirt er seine Stadt, dann geschieht es mit der Freude eines Kindes, das seiner Mutter ein Schmuckstück bringt. Denn seine Stadt ist ihm mehr als Folie seines Hofes, so wie die Kunst ihm mehr ist als Fürstenprunk. Er hat die Kunst geliebt und die Künstler, und wenn es noch eines Beweises dafür bedarf, wie hoch er den Künstler eingeschätzt hat, so sei dieser Satz hier wiedergegeben, der die Antwort auf das Schreiben eines Rates ist, der ihm bei einer einem Künstler zugedachten Gunstbezeugung Bedenken vorzutragen gewagt hatte: „Fangt der Pallmers und die übrige Rätthe allerhandt dergleichen Chikanen an, indeme sie ihme undt allen schönen freyen Künsten von Grundt aus feindt seien und daß aus keiner anderen Ursach, als weilien sie solche schöne Sachen nicht verstehen und ein Hauffen Esel und Idioten seindt, welche lieber den ganzen Tag sauffen, spiehlen und tabaccieren, als sich auf solche tugendliche und schöne Wissenschaften zu begeben. Ihr aber, mein liebster Hoff Canzler, wohl wisset, daß solche große Künstler wie der Chevalier Grupello und andere seindt, weit mehrers estimiere und vorziehe als alle dergleichen Plackscheisser.“

Wie Jan Wellem hier mit dem Wortschatz des alten Fritz seinen

Ingrimm gegen alles Banausentum hinknurrte, so wird am Abend noch manches derbere Wort über seine Lippen gekommen sein, wenn er vor seinem Glas Mosel (der „Droner“ hatte es ihm angetan) in der „Kanon“ auf der Zollstraße saß und Tafelrunde hielt im Kreis seiner Getreuen, die er nach und nach an seinen Hof gezogen. Einer wurde schon genannt: Grupello. Das Standbild auf dem Markt ist sein Werk. Großartiger noch war es gedacht, als es späterhin gestaltet ward. „Zwischen vier großen, wohl halbrund gestalteten Becken“, so berichtet Schaarschmidt, „sollten sich auf starken Voluten die Eckpfeiler des viereckigen Mittelbaus erheben, der nach oben bogenförmig abschloß, um auf einer Kuppelförmigen Spitze die eigentliche Reiterstatue zu tragen. Das Pferd derselben sollte in lebhafter Stellung, sich bäumend, dargestellt werden. Die Wände des Mittelbaues, die vielleicht zu Nischen vertieft gedacht waren, sollten unten von vier großen Löwen, welche die Hauptlaster unterdrücken, flankiert werden und darüber eine in Relief ausgeführte oder ganz plastische Gruppe erhalten. Auf der Spitze der in Rustika ausgeführten Eckpfeiler sollten sich Amoretten tummeln, auf halber Höhe Trophäen angebracht und auf den volutenförmigen Untersätzen wieder freischwebende Figuren oder Gruppen aufgestellt werden.“

Aber wenn auch das stolze Projekt nicht zur Ausführung gekommen ist, so lobt doch das jetzige Werk schon laut genug den Meister. Als wäre es aus diesem schweren, breitscholligen, niederrheinischen Boden aufgewachsen, steht es da in seiner Wucht. Hat die fliehende Zeit in seinen Kreis gebannt und sie nicht eher freigegeben, als bis sie auch ihm teilgab an ihrem grünen, schimmernden Schatz und um sein Bild die ewige Patina wob.

Über hundert Werke barg einst Düsseldorf von Grupellos Hand. In seinem Gießhaus am Markt schuf der talentvolle Schüler des großen Artus Quellinus und ehemalige Hofstatuarium Karls II. von Spanien, mit vielseitiger Arbeitsfreude in Bronze,



Altes Rathaus und Jan Wellem.

Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf, phot.

Marmor, Ton und Holz. Die besonderen Reize seiner Kunst liegen in der geschickten, dekorativen Anordnung des Gewands — man denke nur an die Büste der Kurfürstin in ziselierter Bronze —, in der grazilen Linienführung seiner kleinen Springbrunnenfiguren, in dem krausen Spiel seiner Jagdembleme und Liebelchnitzereien, in dem schlichten Ernst religiöser Darstellungen (Kreuz in der Karmelitesenkirche). Geliebt ist den Düsseldorfern zum Vortheil Mannheims, Schwetzingens von alledem nur wenig. Wie wenig Grupello aber vergessen ist, kann manche Sage im Volksmund noch erzählen.

Unter den Hofmalern Jan Wellems ist Adrian van der Werff wohl der interessanteste. Zwar hat er nicht in Düsseldorf seinen ständigen Wohnsitz gehabt, doch war er gegen ein hohes Gehalt verpflichtet, mehrere Monate des Jahres seine Kunst in den Dienst des Kurfürsten zu stellen. Mehr als zwanzig Gemälde besaß die Galerie von ihm. „Die Wunder des heiligen Rosenkranzes“, die Porträts des Kurfürsten und der Kurfürstin und die theatralesche, überladene „Huldigung der Künste“ sind darunter am meisten bekannt. Dem Mann, der seiner Mitwelt mächtig sich versicherte, flucht die Nachwelt keine Kränze; denn seine Art ist aufdringlich, gespreizt und immer auf der Jagd nach dem Effekt. Und nur die Virtuosität, mit der er den Effekt erzielt, seine eigenartige Technik versöhnen in etwa mit seiner kalten, berechnenden Kunst. Eine stillere Seele war sein Landsmann, „der hochedle Herr Joannes Franziskus Douven, ihrer Churfürstlichen Durchlaucht Hofkammerath und Hofmöhler“. Sein Gebiet ist das Porträt. 3 Kaiser, 3 Kaiserinnen, 5 Könige und 7 Königinnen soll er im Laufe seines vielbewegten Daseins Konterfeit haben. Seine Linie hat etwas Graziöses, und seine Farben sind frisch und heiter wie sein Leben. In der Erwerbung der Galeriebilder war er seines Herrn vornehmster Berater, und das weltgewandte Wesen, das noch aus seinem „Selbstporträt“ deutlich zu uns spricht, befähigte ihn zu der bedeutenden Rolle,

die er als Sammler und Unterhändler Jan Wellems in den Niederlanden gespielt hat.

Die Jagd war des Jan Weenix Lieblingsstoff. Man weiß, wie seine Bilder, die er für das kurfürstliche Schloß in Bensberg schuf, Goethe entzückt haben. „Sene entlebten Geschöpfe zu beleben,“ so liest man in „Dichtung und Wahrheit“, „hatte der außerordentliche Mann sein ganzes Talent erschöpft und in Darstellung des mannigfachsten tierischen Überkleides, der Borsten, der Haare, der Federn, des Geweihes, der Klauen, sich der Natur gleichgestellt, in Absicht auf Wirkung sie übertroffen.“ Aus der Reihe der übrigen Maler, die für ein paar Jahre ihr Atelier in Düsseldorf hatten, seien Schoonjans, Gottfried Schalken und unter den Italienern Belluci und Domenico Zanetti besonders genannt. Daß der Schwulst ihrer nach dem bunten Flitter strebenden südlichen Natur den sonst so kunstverständigen und strengen Kurfürsten geblendet hat, wird dem nicht unverständlich sein, der das Wesen des Gemahls der Toskanerin kennt.

Um so sympathischer berührt indes die Liebe, mit der Jan Wellem sich auch des Kunstgewerbes angenommen hat. Trifft man hier doch auf Männer wie Peter Boy, jenen hervorragenden Emaillemaler, dessen „Grablegung Christi“ (jetzt im Bayrischen Nationalmuseum) nach einem Original van der Werffs ein Prachtstück ihres Genres ist. Boys Goldschmiedarbeiten verdienen nicht weniger allgemeine Beachtung. Ein Künstler war auch jener Hermann Bongard, einer der besten Waffenschmiede seiner Zeit. „Der talentvollste Vermittler französischen Stils“ ist er von einem Fachgelehrten genannt worden, und die Sammlung Bongardscher Flinten und Pistolen, die Jan Wellem besaß, hat zu ihrer Zeit laute Bewunderer gefunden.

Will man wissen, was sonst noch für interessante Leute in dieser weltabgelegenen Residenz unter Jan Wellems Schutz ihren Neigungen leben, so tut man gut, eine kleine Weile mit dem Herrn Zacharias Conrad von Uffenbach zu gehen, der gerade wieder eine

seiner „merkwürdigen Reisen durch Niedersachsen, Holland und Engelland“ macht und auch in Düsseldorf wie überall in der Welt an jeder Thür anpocht, hinter der er einen Poeten, Maler oder Astronomen wittert. Da ziehen wir denn zunächst die Schelle am Hause des Herrn Hartsoeker, eines berühmten physici und mathematici. Da gibt es in dem Gelehrtenkabinett Magnete, polierte Stäbe, Mikroskope und Perspektive, alles absonderliche und teure Dinge, fürwahr, die aber leider ihrem Herrn und Meister wenig einbringen; denn, so fügt Herr Hartsoeker seufzend hinzu, die Herren vom Hof ästimieren derlei Sachen sehr wenig, nur der Landgraf von Hessen hat große Liebe zur Mathematik, aber sie darf ihn nichts kosten. Besser geht es schon Herrn Schäffer, „welcher ein kuriöser Mann und guter Astronomus ist“. Zu ihm kommt schon hin und wieder der Kurfürst und läßt sich die cameras obscuras und andere optische Dinge zeigen. Ein wahrer Bissen aber für alle gelehrten Besucher des Städtchens ist die Gesellschaft des Jesuitenpaters Urbanus, des Beichtvaters des Kurfürsten. Da geht man mit diesem sonderbaren Mann durch Gänge und Zimmer, und während er die Schätze seiner Sammlung zeigt, läßt man sich in einen Diskurs mit ihm ein über seine neuen Ideen, wie z. B. die Schaffung einer Universal-sprache oder die Erfindung eines Windbetts, zwei Dinge, die dem Pater Urbanus sogar im Traum begegnen, so oft denkt er daran. Überall stehen kleine Kästchen, die wie Bücher aussehen und mit Instrumenten voll bepackt sind, als da sind: Instrumente zum Schröpfen, Zirkel, Uhrwerke, Werke, Barometer, Thermometer und besonders viele magica wie cingulum Salomonis, Talismane aller Art und ein Stück Kupfer, das vom Donner (Pater Urbanus hat es selbst gesehen) in Gold verwandelt worden ist. Auch Bücher und Tabellen gibt es hier; aber da ist es schon besser, wir gehen gleich mit Uffenbach zum Herrn Le Roy, der uns die Bibliothek des Kurfürsten zeigt. Ihr Prunkstück ist ein Horaz Coder, der seinerzeit dem berühmten Gelehrten Bentley geliehen

und nur mit Ach und Krach wieder in Jan Wellems Bibliothek zurückgewandert ist. Sonst findet der Besucher hier noch folgende merkwürdige Bücher: verschiedene Bände von *epistolis autographis eruditissimorum virorum*, „etliche sehr zierliche Breviaria, darunter war eins in Duodez, mit Silber beschlagen, in welchem so viele und schöne Mignatur-Figuren, als ich jemalen in dergleichen gesehen“, usw. An die Bibliothek stößt das Münzkabinett. Alles liegt noch in Unordnung herum, nur die Behälter für die Medaillen (schwarzes Ebenholz, innen mit Messing eingelegt) stehen bereit. Und zwischen dem Klappern der Münzenordner hört man immer nur die knarrende Stimme des Kustos, der mit der Freude des Gelehrten an seiner Liebhaberei von jeder einzelnen Münze einen Roman erzählt. Da wendet sich der Gast mit Grausen. Und steigt die Treppen nieder zu den Räumen tieferliegender Geschosse, die Jan Wellems übrige Sammlungen beherbergen.

Jan Wellems Sammlungen — eine Welt voll Schönheit strahlt auf an den Wänden des schmucklosen Hauses am Burgplatz. Unten im Erdgeschoß liegt der Antikensaal. Gipsabgüsse sind es freilich nur, aber die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch hier. Da ist der Herkules Farnese, dort die farnesische Flora und so manche andere Statue und so manches Relief, dessen Abguß dem Grafen Fede, Jan Wellems römischem Kunstlegat, manche schlaflose Nacht gekostet hat. Siebzehn der angesehensten Gipsgießer sind tätig gewesen, eine Unsumme von Geld und guten Worten ist aufgewandt, aber zufrieden ist der Träumer am Niederrhein immer noch nicht. Wenn er in einer stillen Stunde am Fenster seines Schlosses steht und einen seiner vielen, schönen Zukunftspläne spinnt, dann sieht er auf den Plätzen ringsum schlanke, griechische Marmorsäulen aufsteigen in die graue Welt hier im Norden, und der Reiter vom Kapitol oder die Säule des Trajan wachsen in seine Sehnsucht auf . . .

Was in der Antikensammlung nur Abglanz und milder Mond-



„Maria Himmelfahrt“ von Rubens (in der Kunstakademie).

Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf, phot.

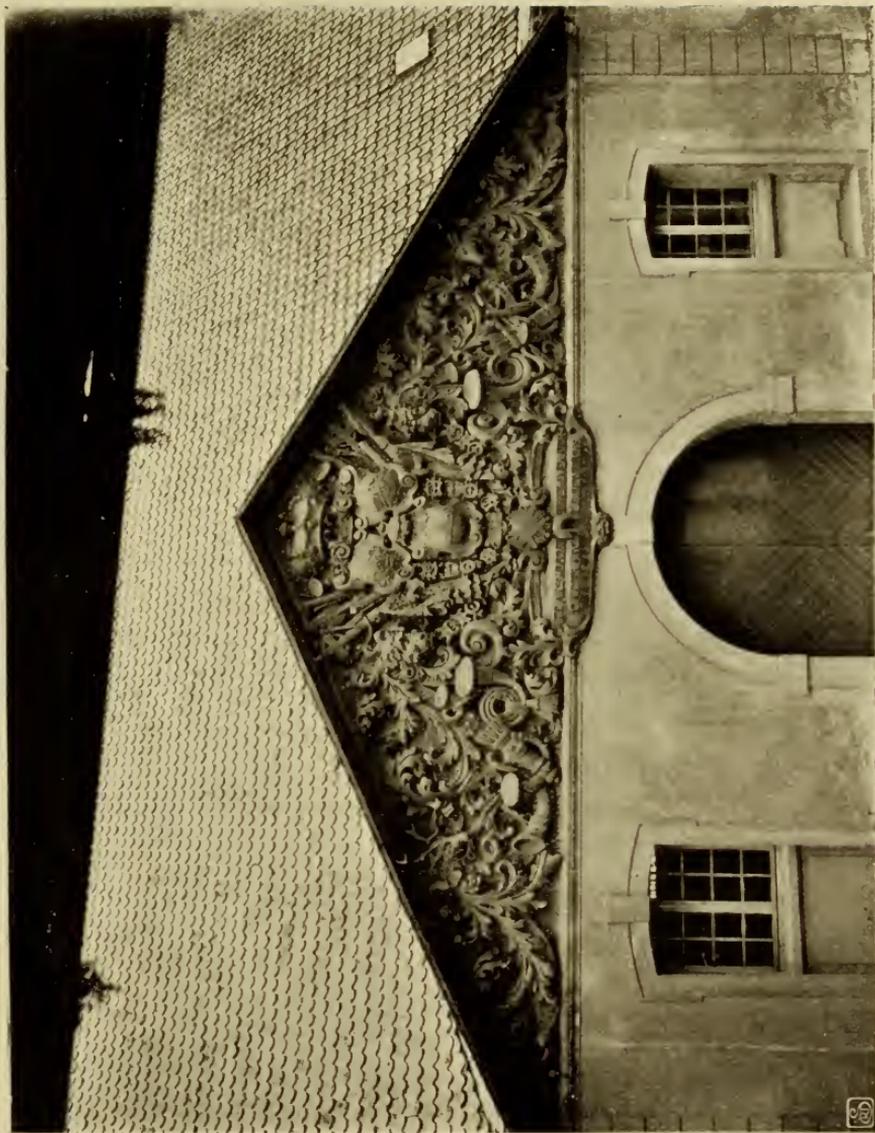
schein ist, leuchtet hell wie die Sonne in der Schatzkammer der oberen Räume. Hier ist das Heiligtum der Schönheit, die Gemäldesammlung.

In alle Schattenwinkel Europas ist das suchende Auge gedrungen, bis es Schätze wie diese fand. Jede Freundschaft, jede Verbindung, die sich dem Fürsten bot, hat dem Forschen nach ihnen gedient. Die Heirat mit der Mediceerin Luise von Toskana hat Italien dem Sammler erschlossen. Dies und das schenkte der Großherzog Cosmo III. als Dank für politische Dienste. Ein Rubens, Domenichino, van Dyck, Barocchio sind darunter. Die Vermählung der Schwester Maria Anna mit Karl II. bringt erwünschte Verbindung mit dem an Kunstschätzen so gesegneten spanischen Herrscherhaus, und bald wandert manches Tableau von Madrid nach Düsseldorf. In den Niederlanden reißt Douven im Auftrag des Fürsten, und was seiner Überredung nicht gelingt, schaffen die Bitten und das Geld Jan Wellems ins Land. Was in den kurfürstlichen Kirchen und Schlössern verstreut ist, wandert den gleichen Weg. So kommt z. B. 1692 Rubens „jüngstes Gericht“ aus der Jesuitenkirche zu Neuburg nach Düsseldorf. Die Rubens werden überhaupt dieser allmählich mehr als 400 Gemälde umfassenden Sammlung Strahlenpunkt. Um sie gruppieren sich im Saal der Niederländer die Schoonjans, Jan Breughel, Van Dyck und die Hofmaler Douven und Weenix. Im Saal „dite de Gerard Dow“ findet man neben Dows „Marktschreier“, der dem Saal den Namen gab, u. a. Van Dyck und Guido Reni. Neben den Niederländern sind es die Italiener, denen des Sammlers größtes Interesse zukommt. Hier hängen die Belucci, Salvator Rosa, Giordano (von ihm über zwanzig Gemälde!), Paolo Veronese, Michelangelo, Rafael, Carlo Dolze, Guido Reni usw. Die Umräumung der Galerie bilden kleinere Sammlungen: die Schatzkammer, das oben schon erwähnte Münzkabinett, die Elfenbeinarbeiten, die Bronze- und Marmorskulpturen, die Kuriositäten in

geschmiztem Holz, die Sammlung physikalischer und mathematischer Instrumente, das Porzellan-Kabinett usw. usw.

1719 erscheint zum erstenmal ein Katalog. Der gute Karsch hat ihn auf dem Gewissen. Wie seine Namensbase, die Karschin, im Schweisse ihres Antlitzes hinter den Versen und Reimen hergelaufen ist, so hat dieser brave Kunstgelehrte sich die schönen Worte abgerungen zu einer „ausführlichen und gründlichen Spekulation derer vortrefflichen und unschätzbaren Gemälden, welche in der Galerie der Churfürstl. Residenz zu Düsseldorf in großer Menge anzutreffen seynd“. „Am Plinio mit seinen 35 Büchern das Maul zu stopfen“ und dem Kunstsinne seines Herrn ein Loblied zu singen, macht er sich anheischig, seine, des ehrenfesten Mannes, Ansicht über jedwedes Bild in konzentriertester Form mitzuteilen. „Sehr freundlich exprimieret“ oder „sehr fleißig gemahlet“ sind seine schönsten und geliebtesten Superlative, die so recht beweisen, wie hoch Jan Wellem's Kunstverständnis über das seiner lieben Düsseldorfer hinausragte. Will man aber wissen, was diese Galerie den Besten ihrer Zeit gewesen, so greife man — anstatt zu dem weltberühmten catalogue raisonné des Pigage — zu den in ihrer reinen Begeisterung hinreißenden Briefen Wilhelm Heines, über die später noch gesprochen werden soll.

Mit der heißen Inbrunst seiner allen Wundern der Kunst gläubig zugewandten Seele hat dieser Wielandjünger den Quell ihrer Schönheit geschöpft und die volle Schale zum Labetrunk weitergegeben. „Wenn in Griechenland eine Stadt schon wegen einer Bildsäule oder eines Gemäldes von einem ihrer Meister berühmt war,“ so heißt es einmal bei Heine, „was sollte Düsseldorf nicht sein durch ganz Europa, wenn die Kunst noch so geschätzt würde und noch so in Ehren stünde?“ Es soll hier nicht im einzelnen eine Charakteristik all dieser Bilder gegeben werden, die Jan Wellem gesammelt hat. Jeder, der die alte Pinakothek in München kennt, weiß ja um ihren Wert — und den Schmerz derer, die aus ihrer Heimat nach München reisen müssen, um



Giebel am alten Marksaal.

Julius Eßhn. Hofphotograph, Düsseldorf, phot.

dort wiederzufinden, was Jan Wellem einst für sein Düsseldorf gesucht. . . .

Und wie mit diesen Gemälden den Händen der Düsseldorfer ihr kostbarster Schatz entglitten ist, so ist ein zweites, nicht minder großes Geschenk, das Jan Wellem sich und damit ihnen zugedacht hatte, nie oder nur in einem ganz blassen Abbild ihr eigen geworden: das neue Schloß am Rhein. Noch bewahrt das historische Museum den Plan des Grafen Alberti, der oberhalb der alten Franziskanerkirche und der Zitadelle den Wunderbau errichten sollte:

„Septem prisca orbis miracula portulit aetas
Octavum solus strueres Joanne jubente“

hat ein Dichter beim Anblick dieses Planes ausgerufen, und man darf Clemen zustimmen, wenn er meint, dieses Schloß wäre wirklich das achte Weltwunder geworden und hätte aus Düsseldorf nicht nur ein Klein-Versailles gemacht, sondern ihm auch die riesigste und glänzendste Residenz des ganzen Jahrhunderts geschenkt. Man muß schon an die Märchen denken, wenn man sich auf einer Fläche von 250 m Breite und 400 m Tiefe dieses in den anmutigsten Windungen geschwungene Bauwerk vorstellen will, um dessen schlanke Glieder duftende Gärten ihre rosigen Arme schlingen und dessen spielende Formen die Lieder plätschernder Brunnen umkosen sollten. Ein schöner Traum. . . . Und doch — gibt es etwas, das charakteristischer wäre für diesen gekrönten Peer Gynt, als dieses Luftschloß, dessen goldene Zinnen über den Wolken erglüheten und dessen Fundament weicher und unsicherer war als Sand oder Glas? Wie er sich in diesen Plänen gefiel, während ihm doch die Schulden bis an den Hals stiegen, so warf er auch sein Geld für eine italienische Oper aus, während seine Gläubiger darben, und nicht ungerecht ist der Vorwurf seiner Schwester: „Unter uns geredt, der Kurfürst hätt besser getan, die 20 000 Thaler anzuwenden, das Heidelberger

Schloß wieder zu bauen, als vor eine opera. Das ist gar nicht à propos in jetziger Zeit.“

Aber ob nun die opera à propos war oder nicht in jener schlimmen Zeit, jedenfalls gefiel Jan Wellem die neue italienische Oper, die in Florenz, der Heimat seiner Gemahlin, ihre Geburtsstätte hatte, und was ihm gefiel, das mußte er haben wie ein verwöhntes Kind. So wird Düsseldorf zu wiederholten Malen der Schauplatz, auf dem sich die Pracht der großen italienischen Oper entfaltet. Der „Dido“ (1688) und der „Erminia al campo“ (Karneval 1688) folgte 1695 „il fabro pittore“, komponiert von Moratelli, dessen Vielseitigkeit übrigens seine Titel „Kapellmeister des Kurfürsten und Ehrenkaplan der Erzherzogin Maria Anna von Osterreich“ andeuten. Im Karneval 1695 ist diese Oper aufgeführt worden, die nicht des aktuellen Interesses entbehrt. Enthält sie doch Gespräche über die Kunst, insbesondere über Rubens und die Gemälde, die sich im Besitz Jan Wellems befanden. Gespräche, die — nach einer Mitteilung von Wolters — „einen höchst interessanten Reflex der Vorliebe Johann Wilhelms für die niederländische Malerei“ darstellen. 1700 erschien auf den Brettern des kurfürstlichen Operntheaters „Die Macht der Gerechtigkeit“, ein Stück, in dem die mythischsten Prinzessinnen und Prinzen sich lieben, anseufzen und ansingen. Allmählich wurden zur Karnevalszeit die italienischen Opern Jahr für Jahr ständige Gäste. 1703 wurde „Tiberio imperator d'Oriente“, zwei Jahre später bei der Anwesenheit des Königs Karl III. von Spanien „La Monarchia stabilita“ aufgeführt, eine Oper mit 22maligem Szenenwechsel. „Eine umfangreiche Maschinerie, wie noch in keinem der früheren Stücke, tritt in Tätigkeit, es wird fortwährend gezaubert und die Luft wimmelt von Geistern und Ungeheuern. Schlachten werden geschlagen, Städte belagert, und das Ganze läuft auf eine Verherrlichung des königlichen Gastes aus.“ (Wolters.) Die vielzitierten Prospekte und Maschinen des Direktors im „Faust“, das große und

das kleine Himmelslicht, Sterne, Wasser, Feuer, Felsenwände füllten auch dieses Bretterhaus, und die Damen vom Hof, die ohne Gagen mitspielten, fehlten gewißlich nicht. Moratelli war abgelöst worden von dem kurfürstlichen Kapellmeister Wilderer, der die samt und sonders in klassischen Gefilden wildernden Librettis mit dem Überschwang rauschender Melodien umgab. Poeta laureatus am Hof war der Bologneser Rappini, der mit Fleiß und Bedacht alle Götter vom Olymp bemühte, um den Lorbeer um das Haupt seines Brotgebers zu winden. Wie weite Kreise diese Borliebe Jan Wellems für die Musik der Italiener zog, zeigt die Tatsache, daß Corelli 1712 sein letztes Werk, die „concerti grossi“ (acht Kirchen- und vier Kammerkonzerte) Jan Wellem gewidmet hat.

Still aber leuchtet fernab all diesem Feuerwerk die Flamme Händels, die ein paar Tage im Herd Jan Wellems geknistert hat. Auf einer Kunstreise (1711) lud Jan Wellem ihn zu Gast aufs Schloß, zeigte ihm seine kostbaren Musikinstrumente, erfreute sich an seinem Klavierspiel, hielt ihn länger in Düsseldorf zurück, als Händel anfänglich zu weilen beabsichtigt hatte, und gab ihm zur Regelung der Versäumnis „Entschuldigungsschreiben“ mit an den Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg — denn was war denn schließlich so ein stiller, deutscher Musikus mehr als ein Lakai, der hübsch entschuldigt werden muß, wenn er nicht pünktlich seine Kunst wie Speise auf dem Präsentierteller seinem Herrn anbietet?

* * *

Du aber, mein Städtchen, träumtest weiter in stiller Ruh, wenn auf dem Schloß die Lieder klangen. Was wußten die Deinen viel von ihres hochvermögenden Herrn kostbaren Gemälden, von seinen rauschenden Festen, von seiner Lebensfreude schäumendem Quell? Wenn dort die Kerzen strahlten, lagst du schon längst

unter dunklen Decken zum Schlaf gebettet. „Des Sommers zu neun Uhren und des Winters zu sieben des Abends“ schloß der Wirt die Lüre zu, durch das Gäßchen hallte der klappernde Holzschuh, bis er irgendwo an einem Häuschen stillstand und verschwand und Ruhe hatte bis zum nächsten Morgen, wenn die Sonne wieder schien, im Hof der Hahn wieder krächte und es auf der Turmuhr sechs oder sieben schlug. . . .

Dann stand die Mutter schon in aller Früh am Herd und kochte den Kaffee für den Vater, der zur Baustelle mußte, und machte das Butterbrot zurecht für den „Jung“, der in die Schule mußte. Freilich, mit dem Jung' hatte es nicht so große Eile, denn er ging ja in die Privatschule, und der Lehrer in der Privatschule nahm es nicht so genau. War der Herr Schulleiter doch zumeist ein gutmütiges Femininum, eine ehrsame Wittib oder ehemals ein Kutscher oder Richterzieher gewesen, und ein Schnäpschen, gefällig und zur rechten Zeit präsentiert, ließ wohl schnell einmal die Fünf gerade sein. Anders war es ja schon, wenn der Sprößling zu Höherem berufen schien und zu den Jesuiten in die Schule ging. Dort im schmucken Haus am Mühlenplatz hieß es fleißig arbeiten. Fünf Jahre brauchte man, um sich durch die Infima, die Grammatika, Syntaxis, Poetika und Rhetorika hindurchzuwinden und zu den Stufen der „studia superiora“ aufzusteigen. Latein mußte man schreiben und reden können wie ein hochseliger Kirchenvater, und „melle dulcius“ sollte jedem Zögling, der das Haus verließ, die Rede von den Lippen fließen. Und Freude dem, der im Wettbewerb (und wie verstanden es die Jesuiten, den Ehrgeiz zu spornen!) als erster ans Ziel kam, bei der Preisverteilung im Anblick der Eltern und Geschwister sein öffentliches Lob erhielt oder bei der Wahl von Vertrauensämtern mit einer Charge bekleidet wurde oder gar eine Rolle bei dem Theaterspiel, mit dem die Jesuiten alljährlich ihre Gemeinde erfreuten, bekamen. Gewöhnlich fielen diese Spiele mit der Prämienverteilung zusammen. Aber dann und wann wandten sie sich auch an den ganzen Kreis

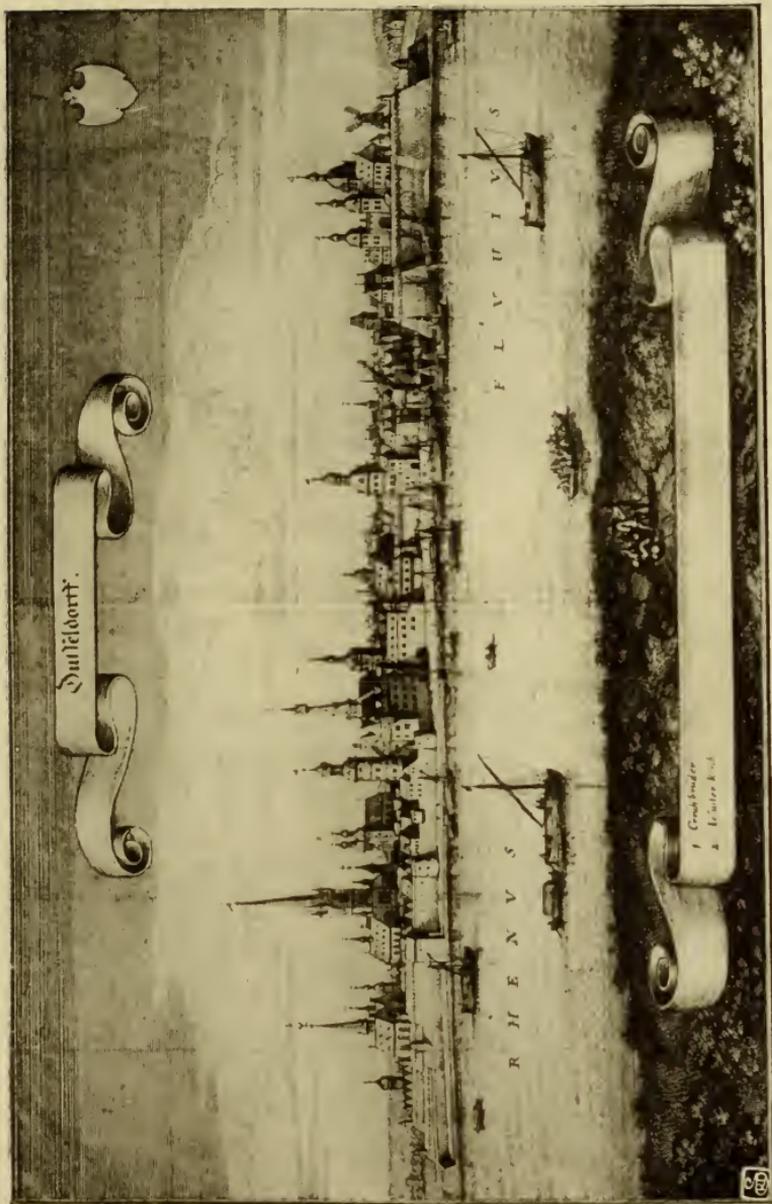
der Bürgerschaft, indem sie sich dem Programm besonderer Feste einfügten. „Theophila in der Lieb Christi des Herrn bis zum Todt verharrend“ hieß zum Beispiel eines, bei dem hinzugefügt wird: „Auff Begehren der Hochlöblichen Jubilirender Bürger=Soldalität unter dem Titel der Himmelfahrt Mariä repetirt und auf öffentlicher Schau=Bühne vorgestellt den 28. und 29. Juli 1721. N. B. Den ersten Tag wird die Aktion gehalten werden für die Herren, den zweyten Tag für die Herren Bürger= und Jung=Gesellen=Sodales allein.“ Von Absicht und Art dieser Stücke mag eine Inhaltsangabe des „Humphredus“ zeugen, der 1664 in Düsseldorf über die Bretter ging: „Es ist zur Zeit Connradi, Königs in Englandt, ein dapffer Soldat gewesen (den wir heut Humphredum nennen). Dieser war dem König wegen großer Wissenschaft des Kriegs sehr lieb, aber mißfiel ihm, daß er ein so böses Leben führte; dessen der König ihn oft ermahnt, aber umbsonst: dann er die Buß von einem zum andern Tag aufgeschoben. Endlich ist er schwer krank worden und, diereil er auch in der Krankheit des Königs Ermahnungen nit wollen anhören, als ist derselbe durch das gerechtes Urteil Gottes vom Allerhöchsten verlassen, in seiner Bosheit verstockt ohn Buß verschieden und ewig verdambt worden im Jahr Christi 704.“ Man sieht: die Moral schreibt diese Stücke, und das prodesse ist nicht weniger wichtig als das delectare der braven Schulknaben.

Wer dem reformierten Bekenntnis anhing, schickte wohl am liebsten seine Kinder dem Rektor der lateinischen Schule, Joachim Meander, zu. Mochte auch dieser weiche, stille Pfade wandelnde Mann nicht immer der Lehrer und Leiter nach dem Herzen des Konsistoriums sein, so wußten doch die tiefer Schauenden, was er ihren Kindern war; denn ein leises, lindes Harfenspiel klang in seiner Seele. Er „sang und spielte dem Herrn“, heißt es von ihm. In der schlichten Weise Paul Gerhards hat auch er gedichtet, und Gesänge wie diesen: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren“ hat der Wind noch nicht verweht. Nur ein

paar Jahre freilich hat sich Düsseldorf seiner erfreut, und unter seinen Nachfolgern ist nur Johann Melchior, der berühmte Prediger und Verfasser der „Kinderbibel“ zu stärkerem Einfluß gelangt. Auf Rosen gebettet war jedoch niemand unter ihnen, denn wenn auch die Düsseldorfer Majorität nicht unduldsam war, so wurde doch noch (wie Natorp erzählt) 1696 ein Prediger der Gemeinde mehrere Wochen lang mit zwei Schildwachen arrestiert, weil er die Laufe eines Kindes aus gemischter Ehe vollzogen hatte.

Für die Katholiken waren die Zeiten unter dem Zepter der Pfälzer außerordentlich günstig. Mit dem ganzen Eifer eines Konvertiten hatte sich schon Wolfgang Wilhelm ihrer Sache angenommen. Hatte nach und nach die Jesuiten, die Kapuziner, die Cölestinerinnen, die Karmelitesen, die Franziskaner in die Stadt gerufen, und so gab es denn unter Jan Wellem („ein eifriger, aber kein eifernder Katholik“ ist er mit Recht genannt worden) nicht weniger als vier Männerorden in der Residenz. Die Folge war in dieser zu 90% katholischen Stadt — man zählte 1658 von 14768 Einwohnern 13848 Katholiken — eine erhöhte Zahl von Kirchen und Klöstern, die die Silhouette des Stadtbildes nicht unwesentlich beeinflussten. Wie ganz anders war jetzt die Ansicht geworden, die Düsseldorf dem Rhein darbot, zumal seitdem auch noch mehrere neue Bastionen entstanden waren.

Wer rheinaufwärts wanderte von der Bastion Schaesberg und der Reuterkaserne an, den grüßte hinter dem Ursulinerinnenkloster zunächst der schlanke, zierliche Turm der Kreuzbrüderkirche, aus deren Nähe der Wind das Klappern der Mühle am Ratingertor herüberwehte. Die alte Stadtmauer war größtenteils gefallen, und nur der Lambertusturm und das Schloß ragten noch aus versunkenen Jahrhunderten auf in eine neue Zeit. Freilich auch zwischen ihre ehrwürdige Erscheinung hatte sich schon ein vorwitziger Neuling gedrängt, ein Pagenhaus; Propheete rechts, Propheete links nahm sich das kleine Weltkind in ihrer Mitte sicherlich nicht übel aus. Schloß und Rathaus trennte der Düffelaußfluß.



Düsseldorf im 18. Jahrhundert.

Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf, phot.

Vom Zolltor ging es dann zur Hafengegend, in dessen Nähe der große Kran seinen eisernen Arm ausstreckte, das Kriegskommissariat grimmig in die Welt sah und das gutmütigere Hofbräuhaus die Gedanken wieder auf eine friedliche Bahn brachte. Am Hafeneingang lag die Matthias-Batterie auf der Wacht, ein Glied des steinernen Gürtels, mit dem Jan Wellem sein geliebtes Städtchen umgeben wollte. Wollte! — denn der Plan müßte nicht von Jan Wellem stammen, wenn er nicht auch in der Ausführung erheblich zusammengeschrumpft wäre. Immerhin haben diese Neuanlagen, die man mit dem Namen „Extension“ zu belegen pflegt, noch respectable Formen angenommen. Von der Ecke der heutigen Königsallee und Königsstraße nahmen die Festungswerke über den Graf-Adolf-Platz zum Schwanenspiegel ihren Weg und endeten an der Zitadelle. Stadt und Extension verband das hurtige „Stadtbrückchen“. Die vielen Bastionen, die bald an allen Ecken wie Doggen dalagen, sollten ergänzt werden durch das Fort Düsseldorf an der anderen Rheinseite, das auch der Fähre zwischen Düsseldorf und Oberkassel zum Schutz dienen sollte. Hochwasser und Eisgang aber wurden dem Werk gefährlicher als die feindlichen Kanonen, und bald war der schöne Traum Jan Wellems, auch am linken Rheinufer Düsseldorfer Gebiet zu besitzen, wie so viele andere zerronnen.

So war das Städtchen, befestigt nach allen Regeln Baubanscher Baukunst, beschützt von der Leibgarde und dem Regiment Norprath, in den unsichern Zeiten des Spanischen Erbfolgekrieges, dessen Fackel mehr als einmal auch am Niederrhein lohte, vor unliebsamen Überraschungen, wie sie die nahen Kaiserswerther erlebten, einigermaßen gesichert. Aber es blieb verhältnismäßig still in Düsseldorf. Der einzige Kriegslorbeer, den zu pflücken Jan Wellem vergönnt war, blieb ein kleiner Überfall der Franzosen bei Grimlinghausen, und es schreckte den braven Bürgermann fürder kaum noch Krieg und Kriegsgeschrei.

Friedlich konnte die Arbeit im Städtchen gedeihen. Gebaut

wurde jetzt wieder allenthalben, und das veränderte Kleid der Stadt ließ den wachsenden Wohlstand erkennen. Fluchtklinien wurden festgesetzt, die Verwendung der Materialien nach den Gesetzen größerer Sicherheit geprüft. Immer mehr verschwand die Strohbedachung. Auch die häßlichen Gassen an den Häusern wurden überdeckt und der ländlich-sittlichen Beschaulichkeit des Dunghaufens vor der Tür ein Ende bereitet. Die erste regelrechte Straßenbeleuchtung wurde durchgeführt. Für die neuen Häuser am Markt wurde die massive Bauart der Fassade gefordert und den alten Häuschen ein freundlicher Anstrich gegeben. . . .

Es kamen ja, angezogen vom Glanz der Hofhaltung Jan Wellem's, immer mehr Fremde nach Düsseldorf. Vergnügt rieb sich der „Baas“ hinter dem Schenkstisch die Hände, schraubte die Preise für Quartier so gut wie möglich in die Höhe und „veredelte“ den Wein durch Zusatz geheimnisvoller Essenzen. Warnend zog das Auge des Gesetzes ob so sträflichem Tun seine Brauen, und bald erschien denn auch ein Ukas, der den Weinpantenschern und den schlauen Herbergsvätern das Handwerk legte und sogar die Preise für den Mittagstisch (für 30 Stüber aß man lukullisch) regelte.

Die reichere Lebensführung bei Hofe drang allmählich unvermerkt auch in die Bürgerkreise, und das gewisse Etwas der Residenz legte sich wie ein feiner Duft über das Städtchen. Der Charme des Kokoßo blühte auf. Zwar sah man in den Straßen noch immer die steife Grandezza der Herrenmode, die sich die Allongeperücke auf den Kopf stülpte, die Ärmel in breiten Krempen aufschlug und wie ein Storch daherstelte. Aber nach und nach beschwingt doch eine anmutigere Form die Geste und ein Barbar gilt, wer nicht die Tabakdose gefällig und zierlich dem Nachbar zu reichen versteht. Graziöseren Schnitt erhält die Damenkleidung, Fischbeinstäbchen regeln das Nieder, und auch in Düsseldorf sieht man bald auf den Wangen der lieben kleinen Mädchen und der schönen Frauen das Pflästerchen aus schwarzem Laft.

Und verliebte Jünglinge seufzen ihnen nach und dichten sie an im Geschmack ihrer Zeit als ihrer Augen Lustrevier, ihrer Tugend Quodlibet, ihrer Andacht Fackel und Quell ihrer Fröhlichkeit. Wem aber der Jahre Maß das Lied des Troubadours versagt, der geht und opfert ein paar Stüber in den Klingelstock des Gelegenheitsdichters, der im Schweiß seines Angesichts die Carmina auf Geburt und Tod, Hochzeit und Namensfest zurechtreimt und mit Geschick und Bedacht den Bäcker Müller mit Jupiter und sein treues Eheweib Annemarie mit Juno oder Minerva in schmeichelnde Parallele stellt. Arme Kunst —

Wie anders Klang es da von der Harfe des einzigen Dichters, den Düsseldorfs Mauern damals umschlossen, in den Versen Neanders:

„Wie fleucht dahin der Menschen Zeit,
Wie eilen wir zur Ewigkeit!
Wie mancher sinkt in Todesnacht
Eh er's gedacht
Und sich dazu bereit gemacht.

Das Leben ist gleich wie ein Traum
Gleich einem leichten Wasserschaum,
Dem Grase gleich, das heute steht,
Und schnell vergeht,
Sobald der Wind darüber weht.“

* * *

Gleich einem leichten Wasserschaum . . . dem Grase gleich, das heute steht und schnell vergeht? . . .

Dann, Spielmann, laß einmal noch die Geige klingen. Einmal noch laß die Kerzen strahlen und die flimmernden Lichter sprühen im Tanz. Einmal noch laß es leuchten in den Fenstern im Schloß und glänzen durch die dunkle Nacht weithin über den grauen Rhein. Einmal noch laß dem Sucher nach Schönheit den Blick in traumumspinnene Weiten ziehen, einmal noch laß ihn

den Tag im holden Leichtsinne durchtollen, einmal ihm noch das Leben erglühen wie die brennende Rose, die morgen, ach, morgen schon verblättert.

Denn morgen, ach, morgen liegt dein Fürst auf der Totenbahre'. Dann hallt dumpfer Trommelwirbel durch die enge Gasse. Zerrissen das Lied, zerfezt das Farbenband, zerronnen der Traum. . . .

Durch die Straßen der Stadt geht dann der Trauerzug, Gedanken, Pläne, die gestern noch blühten, verblaffen zu Schatten. Und weinend verhüllt die Kunst ihr schönes Haupt, weinend um ihren geliebten Jan Wellem.



IV. Galante Zeit.

Was war es dazumalen doch eine umständliche Sache, ehe der Herr Urgroßvater die Frau Urgroßmutter nahm. Wie oft waren ihm da, dem empfindsamen Jüngling, die hellen Tränen gekommen und herniedergeronnen auf die schöne, gelbe Weste und den blauen Frack. Wie oft stand er da wohl abends stundenlang am Fenster und hing seinen wehmütigen Gedanken nach, die so fahl und weich waren wie der Mondenschein draußen im Garten, und seufzte und weinte vor Weh und Ungemach. Oder holte, wenn er gar so schrecklich verliebt war in sein Lieschen oder Annchen — die er aber beileibe nicht Lieschen oder Annchen, sondern immer nur Daphne oder Chloë oder gar Aglaja nannte — sein Tagebuch herfür und schrieb dahinein all seine Traurigkeit. Wie er am liebsten sterben möchte oder auf einem Kirchhof nächstens promenieren oder gar in ein Kloster gehen. Und zählte seine Seufzer und Tränen und verbuchte sie alle genau. Oder las schluchzend im „Werther“ oder gar noch lieber im „Siegwart“ und deklamierte die Verse des Ossian. Oder schrieb ellenlange Briefe, daß ihm die Finger vor Aufregung zitterten und die Wangen fieberten. Setzte dann hinter jedes Wort ein klagendes D und ein betrübliches Ach und machte viel Schnörkel zum Beschluß, aus denen dann in tausend schmachttenden Gesichtern die Beteuerung der Freundschaft und Liebe hinausah.

O ihr schönen Seelen, ihr tränenreichen Jünglinge und ihr lieben Kleinen Mädchen, ihr Brüder Werthers und Schwestern der Lotte, überall, wo nur ein Bach über den Kiesel sprang, ein

grüner Wipfel rauschte im Windeswehn, ein goldner Felsen Abendrot in den Zweigen hing, ein munterer Springbrunnen Silbersäulen zum Himmel warf, eine Laube blühte, eine Rose duftete oder eine Nachtigall schlug, dort überall lag euer seliges Reich. Im Ettersburger Park, im Tiefurter Schloßchen, im Wezlarer Wald, an der Elm, der Donau, dem Main und dem Rhein . . . allerorten, wo sich Sommerfäden spannen, durchlebtet und durchliebtet ihr den Lenz eurer Lage. Und selbst am Niederrhein, wo sich die Nebel brauen und das Leben langsam dahingeht wie der alte, graue Strom, selbst hier an der Grenze zum schweren, bedächtigen, niederländischen Ernst schlugt ihr eure luftigen Zelte auf und schuft euch hier euer Paradies: Jacobis Garten, der sich träumend lehnte an den grünen Rücken des Hofgartens zu Düsseldorf am Rhein.

Wie ein einziger Stern blickte wohl am Abend durch die Blätter sein gastliches Licht. Wenn die Dämmerung kam über den Rhein und knarrend die Tore des Städtchens hinter sich schloß, und es still und immer stiller wurde in den Gassen, dann sang dort das Leben sich noch seine schönsten Abendlieder. Dann saß wohl drinnen im Zimmerchen Betty Jacobi, „die herrliche Niederländerin“, wie Goethe sie genannt hat, „l'aimable et séduisante Musarion“, wie sie in der galanten Sprache Wielands heißt, und spielte mit ihren zarten Fingern über die Tasten hin eine kleine, weiche Melodie. Und neben ihr träumte „das Lantchen“, Johanna Fahlmer, die stille Seele, Gedanken, wie Frauen sie träumen, wenn das Alter kommt. Und draußen unter einer schneeweiß blühenden Kastanie saßen derweil wohl die beiden Brüder, Fritz, der Philosoph, und Johann Georg, der Poet, um den runden Tisch, und silberne Lichter warf ihnen der Mond über den goldenen Wein. Oben in den Kronen wisperten ihnen die Blätter zu, von Stamm zu Stamm breiteten Schatten sich über die grüne Erde und deckten unter ihr Gefieder das heimelige Haus, aus dem die Stimme Bettys leise, leise herüberwehte. . . .

Wie schön das war!

Wie schön es hier war, das können die Besten in aller Welt erzählen. Dichter und Philosophen, Schauspieler und Gelehrte, Fürsten und Staatsmänner sind hier eingekehrt und reicher an Erlebnissen und Erinnerungen weitergezogen. Diderot hat unter der reinen Luft dieser Bäume die Erholung gefunden vom Staub seiner gelehrten Enzyklopädie. Hamann, der Magus des Nordens, hat hier seinen verschlungenen Gedanken von dem geheimnisvollen Sein der Dinge nachgehungen, und die versommene Fürstin Gallizin hat hier der Lehre ihres Meisters gelauscht, wie sie es auf ihrem westfälischen Landsitz zu Angelnodde nicht ungestörter hätte tun können. Als fröhlicher Student hat Wilhelm v. Humboldt hier auf Wochen sein Domizil aufgeschlagen. Herder hat hier die Seele gelabt an Jacobis Gespräch und den Leib erquickt an Frau Lenas herrlichen Kuchen, an die er Zeit seines Lebens denken mußte, wenn er vom Manna predigte. In dieser Laube war's, wo in einer Julinacht die Stunden den Frohen so selig verrannen, die sich hier zusammengefunden hatten, der junge Goethe, Heinse, der Heißerglühende, Jung Stilling, Vater Lavater und der brave Basedow. Das hat ja Goethe selbst, an Erinnerungen überreich, nie vergessen. „Der Mondschein zitterte über dem breiten Rhein, und wir, am Fenster stehend, schwelgten in der Fülle des Hin- und Widergebens, das in jener herrlichen Zeit der Entfaltung so reichlich aufquillt“ heißt es ja in „Dichtung und Wahrheit“, und ein andermal, zwölf Jahre nach diesem Besuch, schreibt Goethe einmal fast neidisch an Fritz: „An dir ist ja überhaupt vieles zu beneiden, Haus, Hof und Pempelfort.“ Forster, der mit James Cook die ganze Welt gesehen, konnte hier noch staunen, wo Menschenhand Hügel und Täler schuf und die Schönheit selbst ihre Farben streute von Pfad zu Pfad. Iffland, den Schauspielerfürsten, hätte einer nach der schwersten Probe und der aufregendsten Tragödie noch nach Jacobi fragen können, und er hätte ihm genau gesagt, wo der große

Tulpenbaum und die kleine Weymuthtanne stand in der Drangerie des Gartens zu Pempelfort. Und gegenüber, die Linde am Teich, wies es in großen Lettern wie ein Ehrenmal auf, daß allhier am fünften November des Jahres 1791 der Graf F. L. von Stolberg seinen Geburtstag so fröhlich gefeiert hatte wie nie zuvor. Ja, würde man all die anderen nennen, die einst hier eingekehrt sind zu Ruh und Rast, Hemsterhuys, Schlosser, Goethes Schwager, Matthiesson usw., man müßte die Dichter der Zeit samt und sonders nennen.

Wollen wir Heutigen die entschwundenen Stimmungen aus Jacobis Garten wiedersuchen, so mag uns der Weg einmal zurückführen zu Johann Georg, dem Dichter. Seine Lieder sind der Ausdruck dieser stillen, zur Genügsamkeit und zum geruhigen Leben ladenden Natur. Auf leisen Schwingen weht der niederrheinische Abend darüber hin. Seine Verse rauschen wie die Wasser der Kleinen, hurtigen Düffel. Und Blumen blühen am Rand. Die haben keinen betäubenden Duft, keine üppig-sinnlichen Farben. Aber es läßt sich ruhen und träumen an ihrer Seite. Der Sehnsucht einer Zeit die Arme auszubreiten, das Allmenschliche, innerst Tiefe in Worte zu bannen, den Glockenton des großen, gigantischen Schicksals erdröhnen zu lassen, dazu hat Jacobis Kraft niemals gereicht. Er hat es gewußt, mit Schmerzen gewußt und sich beschieden. Schlug seine Laute und blies seine Flöte, einsam, wie der Schäfer im Thal. Wenn da draußen über dem niederrheinischen Land die heilige Stille stand oder ein Raunen der alten Weiden ihre Geheimnisse verschloß, oder wenn der Mond über Pempelfort lag und sein Antlitz wusch in der klaren Welle, dann, ja dann hat vielleicht ihrem Dichter Johann Georg die Muse einmal freundlich zugelächelt. . . .

Ein tiefer Gezeichneter ist Friedrich Heinrich Jacobi, Johann Georgs jüngerer Bruder. Wie die hohe Stirn, die feurigen, lebhaften Augen, die Gestalt, der Gang, die Gebärde den Betrachter immer wieder an Goethe erinnert haben, so ist auch das



Haus Pempelfort.

Julius Eöly, Hofphotograph, Düsseldorf, phot.

innere Bild Frißens mit der Seele Goethes aufs engste verschwifert. Zu Goethe hin, von Goethe fort geht sein Weg. Als der Bund mit Wieland gelöst war, wurde Goethe sein Seelenfreund. Damals in jener Stunde in der Laube zu Bensberg, als der Schatten Spinozas an ihnen vorüberging. Als jene unbestimmte, schwärmerische Liebe zu dem All-Einen die beiden Gottsucher wie im Fieberrauch überkam. Da prägte sich Goethes Bild so tief in die weiche, wie das Wachs bildsame Seele Jacobis, daß er nach diesem Ebenbild seinen Allwill schuf (in dem Roman „Eduard Allwills Papiere“), einen Alles-Woller, wie schon der Name sagt, einen Menschen, immer wechselnd, erglühend, verlöschend, taumelnd von Begierde zu Begierde und in der Begierde verschmachtend. Aber was in Goethe innerstes Sein war, war in dem jungen Jacobi nur Schein, nur Nachempfindung. Er war nur der Fortgerissene, der Ergriffene. Versagte jene Schwungkraft, mußte er zurücksinken. So wandelte er sich. Was er früher Leidenschaft nannte und pries, schalt er jetzt Schwäche, Wankelmuth, Unbestimmtheit, Laune. Das ist nicht Natur, so meditiert der junge Philosoph, dieses Bervielfältigen und Überspannen der Bedürfnisse, dieses Sich-Treiben-Lassen von Klippe zu Klippe. Stark zu sein, allem Kult der Gefühle und der Phantasien abhold zu sein, macht den Menschen zum Menschen nach Jacobis Ideal und Herz. So hat er es auch sagen wollen in seinem „Woldemar“. Einen Anti-Werther hat er schreiben wollen — tatsächlich ihn aber geschrieben im Wertherstil und Werthergefühl: durchronnen von Tränen, durchweht von Seufzern, durchhebt von Begierden. Was Wunder da, daß man von Werther-Nachahmung, von einer sentimentalen Klostergeschichte sprach, daß die empfindsamen Seelen es wie ein zweites Wertherbuch unter ihr Kopfkissen legten und Goethe, der wieder eine dieser vielen, dummen Kopien seines Romans witterte, an diesem Buch im Ettersburger Park eine Exekution vornahm und es in den Zweigen der Bäume wie einen

alten Hut aufhängte? „Geheime Nachrichten von den letzten Stunden Woldemars, eines berühmten Freigeistes. Und wie ihn der Satan halb gequetscht und dann in Gegenwart seiner Geliebten unter deren Gewinsel zur Hölle gebracht“ so hub Goethe auch später noch an zu parodieren, wenn einer in seiner Gesellschaft vom „Woldemar“ sprach.

Und diese Kluft, die sich da aufthat zwischen Weimar und Pempelfort, wurde weiter und weiter mit den Jahren. Brücken wurden zwar geschlagen von hüben und drüben. Noch einmal kehrte Goethe (1792) in Pempelfort ein, noch mancher ruhigere, nicht vorwurfsvolle, aber auch nicht jauchzend zustimmende Brief ging von der Düffel zur Ilm. In einem konsequenten Irrtum strebte das Künstlertum Jacobis immer wieder von Goethes Bahnen. „Ihm gebracht“, so hat eine geistvolle Interpretin einmal von ihm mit Recht gesagt, „die Ehrfurcht und die Liebe zu dem Sein an sich, die dem Kunstwerk die Seele, der Zug zur Ganzheit, Geschlossenheit, Harmonie, der ihm den Körper gibt.“ Und darum, weil ihm das reine Staunen und das traumsiclere Gestalten des echten Künstlers gebracht, ist sein Pempelfort kein Weimar geworden... nur ein stilles Heim einer ringenden, irrenden Seele, eine Werkstatt, in der die Flammen geblüht, doch nie aufgelodert haben himmelan.

So spricht nüchterner die Nachwelt, die nur noch das Werk, nicht mehr die Persönlichkeit sieht. Denn das Persönliche war es doch wohl, das die Stimme Jacobis seiner Mitwelt mächtig sich versichern ließ. Etwas von dem Zauber des Sokrates muß in ihm gewohnt haben. Das bezeugen die Berichte der Zeitgenossen, die einen Abend in Pempelfort Sokratischen Symposien vergleichen, das bezeugt die erlesene Anhänger- und Mitarbeiterschar, die Jacobi als Herausgeber der „Zris“ gewann. Unter seinen Händen spannte die „Zris“ ihren Bogen weit über die rechten und linken Ufer des Rheins und die deutschen und französischen Lande. Unter den Mitarbeitern gilt uns neben



Hauſtür Drangerieſtraße 6.

Julius Söhn, Hofphotograph, Düſſeldorf, phot.

Goethe Wilhelm Heinse am meisten, der an einem blühenden Maitag des Jahres 1774 nach Düsseldorf gekommen ist und hier einzig schöne Jahre im Jacobischen Kreis verbracht hat.

Heinse's Andenken ehren ja gewöhnlich die Literaturgeschichten in drei oder vier Zeilen, von denen meist die erste und die zweite Datum, Ort der Geburt usw. registrieren, die dritte das Schema „Schüler Wielands“ hervorholt und die vierte kurz und bündig mit einem Büttel auf den „frivolen“ Mann einhaut. Um zu wissen, wie sehr dieser „frivole“ Mann nach Schönheit gelehzt und nach einem Leben voll Sonne verlangt hat, muß man ihn schon selbst befragen. Die Antwort sind seine Briefe aus Düsseldorf (deren privater Empfänger der Dichtervater und Kanonikus Gleim zu Halberstadt war, der sie durch die Veröffentlichung in Wielands „Merkur“ einem weiteren Kreise zugänglich gemacht hat). Sie gelten Jan Wellem's Gemäldegalerie, deren Homer Heinse geworden ist.

Mit Raffael's heiliger Familie setzt die Betrachtung ein. In Einzelheiten ist hier sein Urteil kritisch und überraschend modern. Er tadelt die zu sorgfältige Ausgestaltung der Nebendinge, der Bäume, Hütten und Gebäude, die zu deutlich sind und zu scharfe Ecken haben „und nicht die sich verlierende, ungewisse, täuschende Form“. Aber die Gruppierung und Farbenkomposition der Figuren findet seine volle Bewunderung, besonders das bräunlich blonde Krausköpfchen des jungen Johannes und das hoheitsvolle gnadenreiche und ferntraurige Gesichtchen des kleinen Jesus — — „alles laute Ahnung, Blüte in der Knospe der Zukunft“.

Neben Raffael steht Michelangelo, dessen „Heilige Familie“ den gleichen Gegenstand behandelt. Hier ist es vor allem das schlafende Jesuskind, das den Dichter entzückt. Er sieht, wie das Farbenmeer in heiliger Stille um die Träume des Gottessohnes flutet, ahnt das große Geheimnis der Menschwerdung, das hier sichtbar wird. Dieses Unbestimmte, innerst Göttliche

vermißt der Betrachter an dem Jesus des Madonnenbildes von Carlo Dolze, das ihm holdselig, aber nicht himmlisch, göttlich-frei genug erscheint. Van Dycks Madonna mit dem kleinen Jesus scheint ihm diesem Ideal schon näher, während ihm in Leonardos Madonnenbild die Jesusdarstellung in einer seltsamen Verbindung von gegenwärtigem Gott und künftigem Heiland als genial menschliche Idee entgegentritt.

Marias Bild aber sieht er in keinem Gemälde der Düsseldorfer Galerie verklärter als in Guido Renis „Himmelfahrt der Mutter Gottes“. Hier wie nirgend sonst spricht zu ihm „die sonnenreine Lauterkeit, die licht-reine Heiterkeit des Herzens auf der kurzen Stirn, in die das lichtbraune Haar aus dem Schleier herüber sich webt; die geschlossenen, kleinen Rosenlippen . . . die blühenden Wangen und alles in der süßesten Form der Liebe. Und mehr und mehr wird sein Bericht zum lauten Lobgesang: „Ich werde zum Schwärmer über der Betrachtung.“ Alle Gefühle der Andacht aber klingen in ihm auf, wenn seine Gedanken vor dem „Meisterstück“ der Galerie niederknien, vor Raffaels „Johannes in der Wüste“. Da werden seine Worte zu einem einzigen, schwellenden Dithyrambus der Freude, und in vollen Rhythmen strömt die Begeisterung aus ihm: „O wie oft, heiliges Bild, hast du mich, am stillen Abend, einsam unter deinem Einfluß sitzend, alles in der Welt vergessen gemacht. In dir und durch dich bin ich in Tiefen versunken und bin von ihnen verschlungen worden wie ein Nichts; und bin mit Schrecken und Furcht in Tränen wieder daraus erwacht, und ich habe in dir und durch dich wieder Ruhe der Seele gefunden.“ Mit diesem Preislied bricht der erste Teil der Kunstbriefe ab. Der zweite hat nur einen Namen: Peter Paul Rubens. Fünf der fast fünfzig Rubensschen Gemälde würdigt er in eingehender Betrachtung: „Die Flucht der Amazonen“, „Sanherib“, „Die Entführung der Töchter des Leukippos“, „Die Regenbogen“ und endlich „Rubens mit seiner ersten Frau“. Wie er an der Körper-

lichen Erscheinung des Meisters, der mutvollen, sich an den kühnen Brauen wölbenden Stirn, den von gesunder Röte durchzogenen Wangen, den lichtbraunen Feueraugen, den energischen Lippen das männliche Selbstbewußtsein, die eigene, herbe Kraft rühmt, so ist ihm auch Rubens, der Maler, das männlichste Element der Kunst, der Herkules der Malerei, so wie Raffael ihr Apoll sei . . .

In sterbenden Herbsttagen, wenn drüben am Rhein die Sonne ihr Gold in die Wellen warf, hatte der einsame Schwärmer diese Bekenntnisse abgelegt. Sie wurden mehr noch für ihn: das Lied einer Sehnsucht. Zu seinen Häupten rauschten die deutschen Eichen, und zu seinen Füßen murmelte der Bach von deutschen Wäldern, als er diese Zeilen über die Blätter jagte. Aber sein Herz sehnte sich nach anderen Sonnen. Was er, versunken in die Bilderpracht, immer wieder empfand, war der Farbenrausch, die schönheitstrunkene, von allen Gluten durchflamnte Sonne Italiens. Und immer wieder hat er es ausgesprochen, daß Italien das Land sei, das seine Seele suche. Düsseldorf war ihm nur die Vorstation auf dem Wege nach Neapel, Sizilien, zum Atna (wie bezeichnend ist schon diese Wahl!), und die Briefe über die Düsseldorfer Galerie wurden die Vorschule zu den langen, schwärmerischen Betrachtungen des „Ardinghello“, dieser üppig aufgeschossenen Pflanze tropischer Gluten.

Manche Zierde der Gemäldegalerie Jan Wellem's wird man vergeblich in Heines's Briefen suchen. Insbesondere von den Niederländern Jan Brueghel d. Alt. u. a. hört man nichts mehr. Wie ein besonders kostbarer Stein waren sie schon Jahre vorher von der Zerstörerhand Carl Philipps herausgebrochen und in die Mannheimer Sammlung eingesetzt worden. Doch so sehr der Düsseldorfer einen solchen Verlust auch bedauern mag, so wird er sich schon eher hiermit abfinden als mit dem Vandalismus, der einen Teil der unter Jan Wellem's

Regierung schon gegossenen Figuren und der mit so viel Mühen gesammelten Nachbildungen antiker Statuen zerschlug und — zum Ausfüllen von Hohlwegen verwandte. Von diesem Treiben des in politicis ja gewiß sehr redlichen und besonnenen Carl Philipp hat sich die Düsseldorfer Kunst erst unter Karl Theodor wieder erholt. Ja, unter Karl Theodor kann sie zum erstenmal nach Jan Wellem's Tode auch wieder auf ihrer Gewinnseite ein Faktum buchen: die Gründung der Kunstakademie.

Lambert Krahe heißt ihr Stifter. Für den Künstler ist das Prädikat „trefflich“, das Goethe ihm erteilt hat, schon ein zu starkes Lob. Aber dem Organisator wird man um seines Realitätssinnes willen das Wort nicht vorenthalten dürfen. Zäh hat er die Widerstände des Grafen Goltstein, des Düsseldorfer Statthalters, überwunden und seinen Versuch, Schülern im Anschluß an die Galerie Unterricht im Zeichnen und Malen zu erteilen, aus bescheidenen Anfängen zu einer respektablen Höhe gebracht. Das Jahr 1775 sieht ihn schon mit dem stolzen Titel „wirklicher Direktor der Kurfürstlichen Maler-, Bildhauer- und Baukunst-Akademie“ geschmückt. Gleichzeitig verkaufte er die reichhaltige Sammlung seiner aus Italien stammenden Handzeichnungen, Kupferstiche, Radierungen usw. und schuf damit der Akademie den Grundstock ihres Kunstkabinetts. Professoren wurden berufen und ihnen in allen Ehren eine besondere Uniform verliehen. Aber was Krahe diesen Professoren nicht gab und nicht geben konnte, weil er es selbst nicht besaß, war der schöpferische Geist einer zu neuen Zielen drängenden, jugendlichen Begeisterung. Die Bäumgen, Langerhöffel, Langer usw. waren bestenfalls begabte und fleißige Epigonen, steife Klassizisten, die in fremder Menschen Formen fremde Gefühle auszudrücken versuchten und Zeit ihres Lebens ihrem Kopf, der bald nach rechts zu den Franzosen, bald nach links zu den Niederländern herüberschielte, durch den hohen, schnürenden Modestragen jedes frische Blut entzogen. Und doch: hing der Zopf



Portal der alten Regierung.

Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf, phot.

der Akademie auch recht sehr nach hinten, so war doch schon allein die Tatsache der Akademie erfreulich, und die Frage und die Hoffnung nur die, ob einmal einer kommen werde, unter dessen Schere der liebe, wohlgepflegte Zopf fallen sollte.

Eine verheißungsvollere Wandlung zum Bessern war ja schon im Reiche der Schwesterkunst auch in Düsseldorf vor sich gegangen: auf dem Gebiete des Theaters. Die Bühne war aus einem Amusement für Hofgesellschaften allmählich doch auch eine Sache des Volkes geworden. Freilich kümmerlich waren noch die Anfänge. In einem nicht gerade großen Raum, in dem nächstens der Hof beim Ballfest scherzte, standen im Parterre etwa 10—15 Bänke und darüber auf dem Amphitheater etwa sieben. Einen Ofen gab es nicht in diesem „bunten Bretterhaus“.

Einer der ersten, der sich nach Düsseldorf wagte, war der alte Franz Schuch, dieser echte Komödiantenwater, dem der Teufel in den Leib fuhr, wenn er sich die Hanswurstjacke anzog. Über seinem Spiel lag noch der letzte, romantische Glanz der Stegreifkomödie mit ihrem derben, saftigen Witz, ihrem Lachen, das deutsch war, über das ganze Gesicht lief und dröhnte. Verbrüderet mit ihm war der in der Theatergeschichte berühmte und berüchtigte Carl Theophil Döbbelin, der in Düsseldorf eine seiner ersten „Prinzipalschaften“ durchlebte. In ihm ging noch der Geist der Haupt- und Staatsaktionen um, dieser Geist, der das Tragische im Rollen der Augen, im akrobatischen Verzerren der Glieder, im Händeringen und Haarausraufen suchte. Nicht viel besser war es auch um die Nachfolger, die Josephi und Dobler bestellt, Komödiantentruppen, unter deren Mitgliedern der erste Held mit der Zunge anstieß, die dicke Frau Prinzipalinen jugendliche Liebhaberinnen spielte und die Intrigantin eine ehemalige Dienstmagd war, die nicht lesen und schreiben konnte. Und doch haben auch diese kümmerlichen Versuche für uns ihr Interesse: rufen sie doch zum erstenmal in Düsseldorf eine

regelrechte Theaterzeitschrift ins Leben (die „Bagatellen, Literatur und Theater“) (1777), deren wertlose Kritiken für uns durch die genauen Repertoireverzeichnisse von Interesse sind. In diesem Repertoire der Wandergesellschaften nahm neben dem Singspiel die comédie larmoyante einen besonders breiten Platz ein. Und wer die Wertherzeit kennt, mag aus dem Repertoire schon allein sich ausmalen, wie die Tränen auch im Düsseldorfer Komödienhaus damals rannen und Männlein und Weiblein bitter schluchzten über das erschreckliche Laster, während oben auf der Bühne der Theaterwüterich um sich schlug und die Unschuld, die blendend weiße, in endlosen Tiraden ihre Leiden mit Fistelstimme klagte. In immer neuen Melodien sang man das alte Lied. Und keiner von all den Prinzipalen, die wie die Sommervögel kamen und verschwanden, hat wohl je eine Nacht seines Künstlerlebens mit Gedanken über die Reform des Theaters schlaflos zugebracht.

Bis eines Morgens, man schrieb das Jahr 1781, der Polizeikommissar Neorberg einen allerhöchsten Erlaß des Kurfürsten Karl Theodor erhielt, der mit den Worten begann „Uns sind die verschiedenen Gebrechen und Hindernisse zu Bernehmen gekommen, welche der Unterhaltung guter Schauspieler in unserer Residenzstadt Düsseldorf im Wege stehen“ und im einzelnen den Polizeikommissariis und Aktuariis Düsseldorfs Wege und Mittel wies, der zunehmenden Theaterverwilderung zu steuern. Neben einer durchgreifenden Renovierung des Hauses mußte diese Reform zunächst durch flügere und anspruchsvollere Auswahl der debütierenden Gesellschaften getätigt werden. Und wirklich trat eine Wendung zum Besseren ein. In der Folge kehren in Düsseldorf abwechselnd die Böhmsche und die Großmannsche Truppe ein, beides Gesellschaften, die auch über die Grenzen der Stadt hinaus rühmlich bekannt waren. Besonders Großmann, der ehemalige Berliner Schulmeisterssohn, ist eine ausgeprägte Persönlichkeit, die auch in Schillers Leben eine nicht un-

beträchtliche Rolle spielt. Jede Gesellschaft hatte neun Gulden Steuer für jede Vorstellung, und zwar fünf „pro serenissimo“ und vier für die Ortsarmen zu entrichten. Dafür erhielten sie nicht nur die im Theater vorhandenen Dekorationen geliehen, sondern es war ihnen auch erlaubt (o, du gute, alte Zeit!) bei vorkommenden festlichen Inneneinrichtungen aus dem kurfürstlichen Schloß einige Möbel herüberzuholen und auszustellen . . .

Mit der Sorge für die schönen Künste geht in diesem Zeitalter der Aufklärung eine kräftige Unterstützung wissenschaftlicher Bestrebungen Hand in Hand. Selbst denen, „welche sich hinfüro zu einer erledigten Schulmeisters Stelle melden werden“ wurde der Lort angetan „in dem Teutsch und Latein, in dem Buchstabieren, Lesen, leßbar schreiben und denen fünf Rechnungs Speciebus wohl erfahren zu seyn“. Und wie im Volksschulwesen Remedur geschaffen wurde, so nahm man sich auch der gelehrten Schüler an. Es hatten sich mit der Zeit höhere Bildungsbestrebungen in Düsseldorf durchgesetzt, denen zu einer volleren Entfaltung die Fürsorge der Behörde gebrach. Eine juristische Fakultät, die aus Privatvorlesungen einiger Professoren entstanden war, wurde 1769 anerkannt und den Studenten und den künftigen Beamten 1785 neben einem zweijährigen Universitätsstudium in Heidelberg ein den gleichen Zeitraum umfassender Besuch der Düsseldorfer Fakultät geraten. Für die Mediziner gab es eine anatomische Lehranstalt, ebenfalls ein früheres Privatunternehmen, dem der Staat nun seine förmliche Anerkennung aussprach. Es hatten sich sowohl auf dem Gebiete der Rechtspflege wie des Arzteberufes zu viel Mißbräuche eingeschlichen, denen durch die Unterstützung dieser Anstalten gesteuert werden sollte. Für den frischeren Zug im geistigen Leben der Stadt legt auch die Gründung einer Landesbibliothek Zeugnis ab. Um ihren im ersten Fonds schon reichlich bedachten Bücherschatz zu heben, wurde jedem Staatsbeamten bei seinem Dienstantritt die

Schenkung eines Buches und die Zahlung einiger Reichstaler zur Pflicht gemacht. Auch in dem ersten Auftauchen von Zeitungen kommt ein stärkeres geistiges Bedürfnis der Bürgerschaft zum Ausdruck. Freilich, viel konnte der Urgroßvater nicht aus der „Stadt=Düsseldorffer Post=Zeitung“, die ihm jeden Dienstag und Freitag ins Haus flatterte, ersehen, und auch in dem „zu des Publici besten und jedermanns deutlicher Nachricht“ gegründeten „Jülich=Bergischen Wochenblatt“ war nicht viel mehr Aufregendes zu lesen als die erschütternde Tatsache, daß wieder einmal von einer hohen Behörde ein neues Promemoria erlassen sei oder der Metzger Müller auf dem Markt demnächst ein Schwein versteigern oder ein Gaukler für ein paar Stüber die halsbrecherischsten Dinge agieren werde. . . .

Was brauchte man auch die Neuigkeiten aus der Zeitung, wo man doch am Abend mit dem Nachbarsmann vor der Haustür saß und bei einer Pfeife Toback und einem Krug Bier alles Wichtige gründlich und bedächtig besprach. Schon allein über den Kleider=Erlass konnte man ja Wochen lang disputieren. Ja, das war Recht, daß den Stutzern da einmal der Text gelesen wurde, die sich da die feinsten Schleifen um den Haarbeutel banden, den Hut betulich unter dem Arm trugen, mit dem Degen an der Seite stolz wie ein Spanier umherflanierten und sich an jeder Straßenecke nach einem Reifrock umsahen. Jetzt war es ihnen noch gestattet statt der Tressen und der Gold= und Silberstickereien goldene oder silberne Knöpfe auf den Röcken und eine Borde auf den Hüten zu tragen. Den Franzosen, sagten da die alten Leute, müsse man dieses neueste Fashentum, das sich immer mehr breit mache, auf das Konto schreiben. Glich damals nicht in den fünfziger Jahren in den Tagen, wo im siebenjährigen Krieg die Kanonen vor Düsseldorf's Loren grollten und brennende Maschinen mit Getöse und Krachen durch die Nacht den Rhein herunter schwammen, Düsseldorf einem Pariser Modosalon? Was hatte sich damals nicht alles

im Städtchen eingefunden, Lakaien, Köche, Friseurs, Komödianten, Lanzmeister, Maitressen, Galanteriewarenhändler, und wie waren die Wagen durch die Straßen geschaukelt, angefüllt mit Pudermänteln, Haarbeutel, Sonnenschirmen, Schlafröcken und all dem neumodischen Zeug. Was Wunder da, daß schlechtes französisches Beispiel gute deutsche Sitten verdorben hatte in einer Zeit, die so empfänglich war für all die Dinge, die das Leben vergänglich zieren.

Und wie die lieben Seelen an diesem neumodischen Kram ihr Zünglein wehten, so gerieten sie vollends in Aufregung, wenn die Rede auf das neueste Teufelswerk kam, das ihnen der Satanas selbst zum Verderb ihrer schönen Stadt auf die Giebel gesetzt hatte: die Blitzableiter. Statt wie früher bei einem Gewitter fromm die Hände zu falten oder die Glocken zu läuten, sollte man jetzt einer Eisenstange vertrauen, die auf den öffentlichen Gebäuden (sogar auf dem Schloß!) unserem Herrgott ins Handwerk pfuschte. Dreimal soviel Gewitter wie sonst hatte man jetzt über der Stadt, und zehnmal so oft schlug es in die Dächer ein — freilich die Häuser mit der Teufelsstange waren verschont geblieben, aber den letzten Braten sparte Satanas sich ja bis zuletzt auf, das kannte man ja . . .

Man war ja noch so ein echter, rechter deutscher Kleinstädter. Freilich: gewachsen war ja die Stadt um einen ganzen Stadtteil, die Karlstadt. Die Festungswerke waren nach Südost hin erweitert und damit die alte Südfront von der Flingerstraße an überflüssig und zum Schleifen reif geworden. Auf ihrer Fläche war nun die Karlstadt nachgewachsen, um deren Zentrum, den Karlsplatz, sich allmählich die Kasernen-, Hohe-, Bülker-, Post-, Benrather und andere Straßen gruppieren. (Auf die ehemaligen Festungswerke deuten noch Namen wie Bastions- und Grabenstraße hin.) Und es war hier nicht nur mit Eifer, sondern auch mit Geschmack gebaut worden. Zwar trieb man keinen Luxus in der Auszierung von Fassaden, aber man hielt

auf Sauberkeit und gediegene Innenausstattung. Man sparte in der Anlage der Straßen nicht an Raum und ließ Licht und Luft ihr Recht. Als George Forster, der Weltreisende, Düsseldorf im Jahre 1790 besuchte, urtheilte er in seinen „Ansichten vom Niederrhein“ über die noch jungen Straßenbilder: „Welch ein himmelweiter Unterschied zwischen Köln und diesem netten, reinlichen, wohlhabenden Düsseldorf! Eine wohlgebaute Stadt, schöne, massive Häuser, gerade und helle Straßen, thätige, wohlgekleidete Einwohner; wie erheitert das nicht dem Reisenden das Herz! Vor zwei Jahren ließ der Ruhrfürst einen Teil der Festungswerke demolieren und erlaubte seinen Unterthanen zu bauen. Jetzt steht schon eine ganze neue Stadt in mehreren langen, nach der Schnur gezogenen Straßen da; man wetteifert miteinander, wer sein Haus am schönsten, am bequemsten bauen soll; die angelegten Kapitalien belaufen sich auf sehr beträchtliche Summen und in wenigen Jahren wird Düsseldorf noch einmal so groß als es war und um vieles prächtiger seyn. Wer doch das Geheimnis einer guten Staatsverfassung wüßte. . . .“

Nun, es war nicht so sehr das Geheimnis einer guten Staatsverfassung, als vielmehr die tätige Kraft der in Düsseldorf und um Düsseldorf her hämmernden Arbeit, die den Wohlstand der Bevölkerung hob und der Stadt nach außen wachsendes Ansehen schuf. Wie dampfte rings im bergischen Land der Boden: Da waren die Eisenhämmer und Schleifmühlen in Wipperfürth, Hückerwagen, Cronenberg und Radevormwald, die Degenklingen- und Messerfabrik in Solingen, die Wollentuchmanufakturen in Lennep, Lüttinghausen, Radevormwald, das außerdem noch die Tuch- und Kappenfabrik und Strumpffabriken aufwies, und Elberfeld-Barmen, die Lind-, Band- und Garnmanufakturen und Lohgerbereien im Wuppertal, die Seidenmanufakturen zu Elberfeld und Kaiserswerth, die Essig-, Seifen-, Licht- und Tabakfabriken. In Düsseldorf speziell scheinen die Spinnereien von besonderer Bedeutung gewesen zu sein. Auch der Ge-

treidehandel stand in Blüte. Und immer mehr spann sich um die Stadt ein Verkehrsnetz. An die Wege über Elberfeld nach Norddeutschland, über Köln nach Frankfurt, über Kettwig nach Münster, über Duisburg nach Holland wurden Anschlußstraßen von Düsseldorf aus geschaffen. Auf der Schifffahrt lastete freilich immer noch schwer das Kölner Stapelrecht, gegen das von Düsseldorf aus immer noch vergeblich Einspruch erhoben wurde, und nur zwei oder höchstens drei Schiffe kamen täglich im Düsseldorfer Hafen an.

Die wesentliche Wandlung, die Düsseldorf in dieser langen Friedenszeit durchmacht, ist die, daß es aus einer Residenzstadt mehr und mehr eine Stätte aufstrebender Industrie wird. 1778 war Karl Theodor auch in den Besitz Bayerns gekommen, München wurde seine Residenz, und von der Isar war der Weg für ihn zu weit zur Düffel. Zwar gab es noch ein Heer von Beamten in der Stadt, aber neben dem Beamtenadel trat jetzt stärker als sonst das vornehme Bürgertum in die Erscheinung, je mehr dem Beamtenstand in einer glänzenden Hofhaltung das Relief genommen wurde. Das Schloß glich (wie ein Kunsthistoriker einmal mit Recht gesagt hat) „einem mit Pracht ausgestatteten Grabe“, aus dem der Geist des Kokoko nicht mehr auferstehen sollte. Aber noch war die galante Zeit nicht tot, sie hatte sich nur eine andere Stätte gesucht, Schloß Jägerhof und die Schöpfung des Statthalters Veltstein, den Hofgarten.

Wie ein Wunder war da über Nacht aus Wiese und hügeligem Ackerland eine neue Herrlichkeit aufgeblüht. Kastanienbäume standen am Eingang und steckten ihre weißen Kerzen auf, wenn die ersten Sommervögel sangen. Linden und Buchen und Eichen und Ulmen wölbten ihr weites, grünes Dach und rauschten im Frühlingswind. Sträucher duckten sich am Boden, und da und dort sahen aus einem heimeligen Winkel verspielte Kokokofigürchen mit neugierigen Kinderaugen hervor. Murmelnd schlän-

gelte sich der kleine Bach zwischen Moos und Gras. Und wenn der Nachmittag kam und mit ihm die Stunden, wo die feine Welt im Schatten der Allee promenierte und plauschte, dann mag in diesem jungfrischen, sprossenden Garten das Lächeln einer schönen Frau noch einmal so lieblich gestrahlt, das Kompliment eines galanten Herrn noch einmal so freundlich geklungen, das Geigenlied der Musici, die mit einem Promenadenkonzert aufwarteten, noch einmal so schmeichelnd gesungen haben, das bunte Bild dieser einzig schönen Moden noch einmal so grazios erschienen, der leichte Schritt dieser lebensfrohen Zeit noch einmal so anmutig daher gegangen sein als sonst. Wie der Duft Watteauscher Farben steigt es auf, wenn man sich als Abschluß dieser wogenden Bilder das freundliche, gerade damals neu-erbaut Schloßchen Jägerhof denkt. Die weichen Hände des Rokoko haben es gebildet und seine Linien nach der Gefälligkeit des Zopfstils geschlungen. Es ist, als hätte sich in diese zierliche Formen noch einmal alles geflüchtet, was an den spielenden Gitterranken des Schloßchens vorbeigehuscht ist in jener krausen, verliebten Zeit. Und den Heutigen, die aus ihrer Hast einen Augenblick zu ihm aufschauen, will es so scheinen, als müßte noch Peitschenschlag und Posthornklang sich an seinen Mauern brechen, noch das Lied einer Flöte, die irgendwo in einem Garten der Nachbar bläst, in seinen Winkeln verhallen und Karossen statt Automobile an ihm vorüberrollen.



Heine-Zimmer.

Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf. phot.

HEINRICH



HEINE

V. Intermezzo: Die Franzosen.

Da Bruyères grotesk-gigantisches Ahnen war Erfüllung geworden: die Bauern und die Arbeiter, die wie wilde Liere über die Felder gingen, sich des nachts in ihre Höhlen zurückzogen, von schwarzem Brot, Wasser und Wurzeln nährten, säten und schafften, damit andere ernteten und aßen, waren eingebrochen in die Hürden des Besitzes. Blut rann nieder in jede Furche gallischer Erde, in Rauch und Feuer schlug die Empörung zum Himmel.

Ein Zittern lief durch die Häuser am Rhein. Saßen friedliche Bürger am Abend beisammen und leerten die Römer, dann wird wohl nicht nur in der Schenke des Löwentwirtes so mancher Seufzer verraten haben, wie ängstlich man vom Rhein herübersah in das fränkische Land und hoffend es aussprach:

„daß sein liebliches Ufer
Sollte werden ein Wall, um abzuwehren den Franken
Und sein verbreitetes Bett ein allverhindernder Graben.“

Aber die Hoffnung trog. Gegen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit war selbst der breite Niederrhein kein allverhindernder Graben. Jeder Tag malte die Schatten des großen Brandes dort drüben an die Häuser der Kleinen, ehemals so ruhigen Stadt, jeden Tag zogen nun die Emigranten durch die Tore von Düsseldorf in den ersehnten Frieden ein. Ungebetene Gäste, hatten diese französischen Adligen jedes leere Quartier in

Besitz genommen, so daß man ihrer 1792 schon an die 500 zählte. „Stallungen für Pferde“, so schildert ein Bericht aus diesen Tagen jene Folgen der Invasion, „sind für keinen Preis mehr zu haben, die zierlichsten Wagen einer Gouvernantin von Brabant haben dem Wind und Wetter zu trogen, sie müssen unabgepackt unter freiem Himmel stehen bleiben, während die herrschaftlichen Bedienten darin auf der Gasse schlafen müssen.“ Andererseits wieder war es vorgekommen, daß Schwarmgeister Haus und Hof verlassen und sich auf den Weg nach Paris gemacht hatten, um ihre Haut für das erträumte Ideal zu Markt zu tragen. Doch hätten sie es damit gar nicht einmal so eilig zu haben brauchen; denn früher noch, als sie es geahnt, standen die Jakobinerheere, die den kaiserlichen Truppen nachsetzten, am Rhein, just Düsseldorf gegenüber, pflanzten den Freiheitsbaum in die niederrheinische Erde und schrien ihr Freiheitslied über den Strom. Die Bürger in der Stadt aber fuhren erschreckt zusammen und, obwohl es in den Gassen wimmelte von österreichischen und kurpfälzischen Truppen, klopfte ihnen doch allen das Herz, wenn sie die Batterien herüberschimmern sahen, die ihren eisernen Lauf gerades Wegs auf die Stadt gerichtet hatten. Und, ach, aus lauter Angst war es vielleicht geschehen, daß die Truppen der Garnison zwei Geschütze durch das Rheintor gefahren und vom Rheinwerft her einige Schüsse auf die Franzosen abgegeben und ihnen das Frühstück verdorben hatten.

Aber die Franzosen waren die Antwort nicht schuldig geblieben, und während von Düsseldorf ein einziges Geschütz hustete und allmählich aus lauter Verlegenheit ganz still wurde, donnerten und grollten dort drüben die Batterien und warfen Haubitzen über Haubitzen in die Stadt. In panikartigem Schrecken liefen da Bürger und Soldaten durcheinander, an ein Verteidigen oder ein Schießen dachte kaum mehr einer, nur löschen, löschen lautete die Parole. Ringsum brannte die Stadt. Im großen Marstallgebäude an der Mühlenstraße hatte die erste Bombe eingeschlagen,

nun züngelten auch schon die Flammen um das Cölestinerinnenkloster, das Pagenhaus und jetzt — jetzt brannte auch das Schloß. Nord- und Ostflügel sanken krachend nieder, verkohlt bog sich das schwarze Gebälk, über das ehemals so mancher leichte Fuß einer Prinzessin oder eines Komteschen gegangen war, und in heller Lohe glühten die Farben zum letztenmal, die an den Wänden des Schlosses durch die Jahrhunderte geleuchtet hatten. . . .

Nie ging ein Morgen den Düsseldorfern trüber auf als dieser 7. Oktober, der das Bild der Stadt am Rhein in Rauch und Ruß wiederfand. „Die Stadt“, so wird erzählt, „war öd und desert, die Flamme wütete noch immerhin von allen Seiten, die Einwohner flohen ohne Ordnung mit Rücklassung ihrer Habseligkeiten. Mit Vermischung aller Stände von der ersten Klasse bis zur niedrigsten sah man in der rauhen Witterung halb nackte Weiber mit ihren Kindern auf dem Arm, Greise und Kindbetterinnen zu Fuße halbtot die Chaussee im Roten waten und hin und her niederfallen.“

Das war der erste Gruß der Franzosen an die rheinische Stadt. Aber erst ein Jahr später statteten sie ihre Visite ab. Unter dem Datum des 20. Fructidor war die Stadt dem Citoyen Denizot ausgeliefert worden. Wie die Ameisen hatten die neuen Gebieter da gescharrt und geschafft. Hatten jedes Haus vom Keller bis zum Speicher mit einquartierten Soldaten belegt und große Verschanzungen angebracht, die von Flehe und Bilk bis nach Golzheim hin die Stadt mit ihrem Gürtel umschlangen.

Dann war der Friedenstag von Lünéville gekommen und mit ihm das Ende der französischen Herrschaft und ihrer Begleiterscheinungen. Die Festung war geschleift worden und von München aus wieder über Düsseldorf regiert worden. Das Leben hatte friedlich seinen Gang genommen, und die jungen Weinchen des Harry Heine waren zum erstenmal um dieses Leben herumgesprungen.

„Mein Kind, wir waren Kinder,
zwei Kinder, klein und froh;
wir krochen ins Hühnerhäuschen,
versteckten uns unter das Stroh.

Wir krächten wie die Hähne,
und kamen Leute vorbei —
„Kikerikih!“ sie glaubten,
es wäre Hahnengeschrei.

Die Kisten auf unserem Hofe
Die tapezierten wir aus
Und wohnten darin beisammen
und machten ein vornehmes Haus.“

Wie Schritte verhallen in einem abendstillen Haus, so nah und doch so fern, so fern geht alles Geschehen durch die lauschende Kinderseele Heinrich Heines. Nur den Atem der Dinge hört man und ihr klopfendes Herz, aber die Dinge selbst scheinen weit. Ein gläserner Sarg ist da, und die flackernden Kerzen glühen um ihn her, und auf rotroten Rosen liegt ein schneeweißes, wächsernes Gesicht und ein huschendes Lächeln strahlt darüber hin wie die letzte, liebe Sonne. Arme, kleine, tote Veronika. . . Und irgendwo, tief im Schatten, ist das Gespensterheim der Göchin, der Zauberin vom Niederrhein, und durch die enge Tür stehlen sich der Betrug und die Habgier und die Lust herein, den gekralzten Händen der Here die Wunder des Lebens zu entreißen. Zu ihren Füßen Josepha, das rote Gespenst, Scharfrichterstochterlein, der lachende Tod. Wie Blut und Feuer flutet ihr das dunkelrote Haar vom Scheitel, aus ihren hageren Zügen leuchten zwei Augen wie Phosphor im Dunkel den Knaben an und ihre Stimme kommt aus Fernen — die jäh erschrecken. Als ob alle Seelen der Toten, die da fielen unter dem Beil ihres Vaters, noch in ihren in Höhlen sich verkriechenden Gedanken haften, ist es, und dem Kind, das sein Ohr an ihre Träume legt, wird schwer und bang, wenn es aus Tiefen zu ihm herauffingt und die Schatten aus ihr rufen:



Heines Geburtshaus.

Julius Sohn, Hofphotograph. Düsseldorf, phot.

„Dilje lieb, Dilje mein
Du wirst wohl nicht die letzte sein —
Sprich, willst du hängen am hohen Baum?
Oder willst du schwimmen im blauen See?
Oder willst du küssen das blanke Schwert,
Was der liebe Gott beschert?“

Wie ein Beben schüttelt es den fiebernden Knaben, wenn er die Lieder hört, und doch zieht es ihn immer wieder zu ihnen hin und zu der, die sie ihm wie Blumen von Gräbern pflückt, der marmorblassen Maid. . . .

Wie im Mondlicht liegt dieses alte Düsseldorf im fahlen Schein der Kindheitserinnerungen Heinrich Heines. Da gehen oder humpeln so unwirkliche Alte herum, Späße des Menschenvaters, wie die alte Flader, die ihre Schlottergestalt durch ihre achtzig langen Jahre schleppt, und mit ihren blassen Kummeraugen in die Gassen stiert, oder der Ohm von Geldern, dessen Haus wirklich wie sein Name eine „Arche Noah“ ist, hinter der sich die seltsamsten Dinge verstecken: eine morsch zerbrochene Wiege auf dem Söller, in der eine alte Staatsperücke vermodert, ein aschgrauer Papagei, ein Galanteriedegen, der verrostet ist wie die Galanterie von dazumal, eine alte Flöte, in deren Löchern der Staub hängt, und wunderliche Planetenbilder, Kolben und Retorten, die einmal geknirscht haben unter den Mühen einer knöchernen Hand, die in Nächten den Stein der Weisen gesucht hat.

Und aus der kleinen Tür des Hauses in der Volkerstraße tritt Vater Heine, noch einmal so stolz als sonst, wenn er als Offizier der Bürgergarde die schöne, dunkelblaue Uniform trägt und zur Hauptwache geht, wo unter seinem Kommando eitel Müdesheimer und Ahmannshäuser fließt. Ein Festtag, wenn er dann an der Spitze seiner Kolonnen durch die Volkerstraße zieht, vorbei an dem Häuschen, hinter dem nun ein Vorhang sacht zurückgeschoben wird, ein Frauenkopf erscheint. Und noch ein letztes haftet in der Erinnerung: wie der Knabe Harry mit der kleinen

Berontka Hand in Hand durch Jan Wellem's Galerie geht, jenem hohen, weißen Gebäude, in dessen oberen Gemächern die bunten Gemälde in goldenen Rahmen wunderbar glänzen. Die letzten Düsseldorf'ser Kinder, fügen wir hinzu, die die Bilder noch in ihrer Vaterstadt sahen; denn 1805 wird die Gemäldegalerie auf Nimmerwiederkehr nach Kirchheimbolander geschafft, die letzte Fürsorge der pfälzischen Fürsten für ihre Residenz in Berg. . . .

Denn eines Tages — nein, lassen wir lieber Heine selbst erzählen, wie es damals in Düsseldorf aussah, als plötzlich der Kurfürst verschwunden und Düsseldorf mit einemmal wieder eine französische Stadt geworden war. „Damals“, so heißt es im Buch *Le Grand*, durch das sich Kindheitserinnerungen wie goldene Fäden spinnen, „waren die Fürsten noch keine geplagten Leute wie jetzt und die Krone war ihnen am Kopf festgewachsen und des Nachts zogen sie noch eine Schlafmütze darüber und schliefen ruhig, und ruhig zu ihren Füßen schliefen die Völker, und wenn diese des Morgens erwachten, so sagten sie ‚guten Morgen, Vater‘ und jene antworteten ‚guten Morgen, liebe Kinder‘. Aber es wurde plötzlich ganz anders. Als wir eines Morgens zu Düsseldorf erwachten und ‚guten Morgen, Vater‘ sagen wollten, da war der Vater abgereist, und in der ganzen Stadt war nichts als stumpfe Beklemmung; es war überall eine Art Begräbnisstimmung, und die Leute liefen schweigend nach dem Markte und lasen den langen, papiernen Anschlag auf dem Rathause.“

Und da stehen sie denn alle: der dünne Schneider Kilian in seiner Manteljacke und den blauwollenen Strümpfen, der alte, pfälzische Invalide, dem bei jedem Satz, den er liest, eine klare Träne in den weißen Schnauzbart traufelt, und einer erzählt es dem andern weiter, daß der Kurfürst sich bedanken läßt, und daß er all seine „getreuen Landstände, Unterherren, Lehensleute, Diener, Mediat-Korporationen und sämtliche Untertanen“ von ihren

Pflichten gegen ihn entbindet. Da verschwindet am Rathhaus das kurfürstliche Wappen, ganz langsam gehen die Ratsherren umher, und traurig wie abgedankte Pferde senken sie ihre Köpfe zur Erde, der tolle Mloysius stelzt ganz aufgereggt auf seinem Bein herum und schnattert die Namen der französischen Generäle herunter und der besoffene, krumme Gumpertz wälzt sich in der Gasse und gröhlt sein *ça ira, ça ira*. . .

Und vor der Haustür in der Volkerstraße steht der junge Harry Heine, und an seinen blanken, verwunderten Augen ziehen die französischen Truppen vorüber: „die heiter-ernsten Grenadiergesichter, die Bärenmützen, die dreifarbigen Kokarden, die blinkenden Bajonette, die Voltigeurs voll Lustigkeit und Point d'honneur und der allmächtig große, silbergestickte Lambourmajor, der seinen vergoldeten Knopf bis an die erste Etage werfen konnte und seine Augen sogar bis zur zweiten Etage, wo ebenfalls schöne Mädchen am Fenster saßen.“ Und auf dem Marktplatz „da sah es jetzt ganz anders aus, es war, als ob die Welt neu angestrichen worden, ein neues Wappen hing am Rathause, das Eisengeländer an dessen Balkon war mit gestickten Samtdecken überhängt, französische Grenadiere standen Schildwache, die alten Herren Ratsherren hatten neue Gesichter angezogen und trugen ihre Sonntagsröcke und sahen sich an auf französisch und sprachen *bon jour*; aus allen Fenstern guckten Damen, neugierige Bürgerleute, und blanke Soldaten füllten den Platz, und ich nebst anderen Knaben, wir kletterten auf das große Kurfürstenpferd und schauten dann herab auf das bunte Marktgewimmel.“

So ist Düsseldorf eine französische Stadt. Mit Szepter und Kronen hat der Korse wieder einmal gespielt, und ein goldener Reif hat sich geschlungen um die Stirn Max Josephs, jetzt König von Bayern. Länder sind umgetauscht wie Waren, Berg ist an Napoleon abgetreten und sein Schwager Joachim Murat ist der neue Herr. Des Glückes abenteuerlicher Sohn, nun

mit Titeln über und über behängt, hält an einem Märztag 1806 seinen Einzug in die Residenz, die Rücken der Geheimen und Geheimsten Räte beugen sich in devotestem Respekt und die Federn der Schreiber fangen an, französische Schnörkel zu ziehen. Fünf Monate lang trabt das Kößlein zwei-, dreimal in der Woche über die Landstraße von Düsseldorf nach Benrath, wo Joachim Murat in Karl Theodors entzückendem Kokoskoshlößchen so schnell heimisch geworden ist, und ehe sich's die Düsseldorfer versehen, ist wieder ein neuer Anschlag an ihren Mauern zu lesen, in dem geschrieben steht, daß Joachim Murat nun ein Joachim Napoleon und der Herzog von Berg und Cleve jetzt von Gottes Gnaden König beider Sizilien geworden ist, der sich auch bedanken läßt und seinen geliebten und getreuen Untertanen ein Leberwohl sagen läßt.

Und unter den vielen Titeln, die den großen Namen Napoleon mit Posaunenstößen über die Erde rufen, erscheint jetzt auch der Zusatz „Großherzog von Berg“. Statthalter aber ist in seinem Namen fortan der Graf Jacques Beugnot, ein kluger, feiner Mann, der in der Stille durchdachte, straffgespannte Organisationen schafft, Leibeigenschaft und Lehenswesen aufhebt und für eine gute Justiz im Lande sorgt. An der Kunstakademie buchtet sich ein neuer Hafen ins Land, der Versuch, die mannigfaltigen Düsseldorfer Bildungsanstalten zu einer Universität zusammenzufassen, wird wieder, leider auch diesmal vergebens gewagt und den Schülern ein erneutes Interesse zugewiesen. Aber alles das ist doch nur ein geringes Gegengewicht zu den Lasten, die dem Gewerbe wie Bleigewichte anhängen. Die Kontinental-sperre hatte die Fäden zwischen England und dem Großherzogtum Berg zerrissen und manchen gewerblichen Betrieb, der seine Materialien aus England bezog, lahmgelegt. Die Einfuhrzölle, mit draconischer Strenge durchgeführt, sperrten das Land von der Außenwelt ab. Tabakmonopol und Salzzwang wurden eingeführt. „Durch diese Verfügungen“, so berichtete später Staatsrat Jacobi,



Evangelische Kirche in der Volkerstraße.

Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf, phot.

„wurde der ganze Gewerbebestand, um nicht zu sagen, die ganze Masse der Unterthanen gegen die Regierung feindlich gestellt. Die höchsten Verwaltungsstellen selbst mußten Auswege suchen, die in dem Dekret von Trianon verfügten, hohen Auflagen, wie auch in anderen Gegenden Deutschlands geschah, zu umgehen, um nicht das schon tief gesunkene Gewerbe vollends niederzudrücken.“ Jedes größere Absatzgebiet war dem Großherzogtum, das handelspolitisch isoliert war, genommen.

Dem Leben in Düsseldorf freilich sah man das kaum an. Da ging es noch hoch und lustig her zu Karneval und am Kirmestag.

„Auf dem Steinweg ist man froh,
Trinkt und tanzt in Jubilo,
Hier bei Niepe, dort bei Hansen
Hier im großen Saal bei Jansen,
In der Stadt, vor der Stadt,
Die so schöne Mädchen hat“

so sangen die Lieder. Und um die fidelen Schützenbrüder, die so feierlich durch die Altstadt zogen, sprang dann wohl die Schuljugend, die Kameraden Harry Heines, und vergaß für einen Tag ihre kleine Not.

Ihre kleine Not . . . Die Bogengänge des Franziskanerklosters sind wieder da, verschlungen wie all die Regeln der nomina auf im, und noch immer schwingt der brave Rektor Schallmeyer den Bakulus und noch immer können seine Schäflein die verba irregularia nicht von den verbis regularibus unterscheiden, noch immer raufen sich die Buben in der Klasse des Professors Schramm, der das Buch über den ewigen Frieden geschrieben hat, und noch immer kann der Knabe Harry Heine beim Abbé d'Aulnoi nicht begreifen, daß der Glaube im Französischen la religion und nicht le crédit heißt, und noch immer regnet es Prügel und noch immer läuten die Schulglocken, und noch immer haben es die Schulbuben so furchtbar hart auf dieser Welt. . . .

Bis ein Tag kommt, wo die verba regularia friedlich mitten unter den verbis irregularibus liegen dürfen, wo die Buben sich nicht mehr raufen bei dem Professor Schramm, wo die Bakuli verschlafen in der Ecke stehen, die Schulglocken nicht mehr läuten und die Schultüren weit offen stehen, die Knaben und die Mädchen in ihren Sonntagsröcken stecken, die alten Leute in den Fenstern liegen, die Bürger und die Bürgerinnen aufgeregert durch die Straßen eilen, an den Straßenecken Soldaten in ihrem Galastaat paradiereu und Fanfaren und Lieder dahinflattern: der Tag des 2. November 1811, an dem der große Napoleon in das kleine Düsseldorf seinen Einzug hält.

„Und der Kaiser mit seinem Gefolge“, so hat es Heine erzählt, „ritt mitten durch die Allee, die schauernden Bäume beugten sich vorwärts, wo er vorbeikam, die Sonnenstrahlen zitterten furchtsam neugierig durch das grüne Laub, und am blauen Himmel hoch oben schwamm sichtbar ein goldener Stern. Der Kaiser trug seine scheinlose, grüne Uniform und das kleine welt-historische Hütchen. Er ritt ein weißes Köpfein, und das ging so ruhig stolz, so sicher, so ausgezeichnet. . . . Nachlässig, fast hängend saß der Kaiser, die eine Hand hielt hoch den Zaum, die andere klopfte gutmütig den Hals des Pferdchens. . . . Der Kaiser ritt ruhig mitten durch die Allee, kein Polizeidiener widersetzte sich ihm: hinter ihm, stolz auf schnaubenden Rossen und belastet mit Gold und Geschmeide, ritt sein Gefolge, die Trommeln wirbelten, die Trompeten erklangen, neben mir drehte sich der tolle Moysiua und schnarrte die Namen seiner Generale, unfern brüllte der besoffene Gumpertz und das Volk rief tausendstimmig: es lebe der Kaiser.“

Und drei Tage lang durfte das Volk tausendstimmig den Kaiser hochleben lassen. Am Morgen des zweiten Tages war Treibjagd in Benrath, am Nachmittag musterte der Allgewaltige die Knöpfe und die Flinten seiner Rekruten und am Abend die

Gefinnungen seiner Untertanen und den Gewerbefleiß seiner Industriellen. Was das Wuppertal webte und wirkte, was der eisenreckende Märker hämmerte und schmiedete, was die Solinger und Remscheider aus dem harten Stahl bildeten, fand sich in einer gewerblichen Ausstellung zusammen, der ersten, die Düsseldorf, die Ausstellungsstadt, gesehen hat: „Ah, l'exposition a l'air d'un grand pays“ äußerte der Kaiser bei seinem Rundgang. Aber als ihm der Großindustrielle Feldhoff mit deutlichem Hinweis auf die starre, die bergische Industrie lähmende Schutzzollpolitik zur Antwort gab: „Le pays n'est pas grand, mais l'industrie l'a été“ — wiederholte der Kaiser nur sein höfliches Kompliment. Komplimente statt Brot.

Den Tag beschloß ein Ballfest, und am anderen Morgen, Sonntag den 5. November, reiste der Kaiser ab. Das dauernde Andenken an seinen Besuch bewahren die Worte seines für Düsseldorf so entscheidenden Verschönerungsdekrets, in dem geschrieben steht: „Die alten Festungswerke werden der Stadt geschenkt, um nach dem Verschönerungsplan mit Bäumen bepflanzt und zu öffentlichen Spaziergängen eingerichtet zu werden.“ Jedes Wort ist hier ein Samenkorn geworden, aus dem die grüne Frische des anderen Teils des Hofgartens aufgesprossen ist. Freilich: der Gärtner, dem das Verdienst gebührt, die jungen Bäume gehegt und gepflegt und ihre blühenden Blätter wie einen ewigen Kranz um die steinerne Stadt geschlungen zu haben, hat einen anderen Namen: Weyhe. Unter den Bäumen, die er nur als Kinder gekannt hat, ist jetzt sein Denkmal, und die Kinder von ehedem stehen nun als hundertjährige Männer um ihn versammelt und halten ihm die Wacht und schirmen ihn mit ihrem grünen, weitgewölbten Schild.

Als die Winterflocken wieder zur Erde sanken, wurden sie das Bahrtuch einer stolzen, strahlenden Macht:

„Trieb ein stolzer, kalter Sturm die Wolke,
fressen sollte sie die stillen Sterne.

Aber ewig blühen die stillen Sterne,
 nur die Wolke hat der Sturm zerrissen
 und den Sturm verschlingt die Ferne.“

Moskau folgt. Leipzig folgt. Anfang Oktober schon huscht der drollige Schatten König Lustigs fliehend vorüber an der Stadt. Im November kommen die ersten Befreier, Kosaken, seltene Gäste am Rhein. Die Worte, die der Jubel zu ihnen aufwirft, verstehen sie nicht, aber sie fühlen, wie willkommen sie sind. Truppenmassen drängen nun nach: heute ein preußisch-russisches Freikorps, morgen ein Zug Kosaken. Ein russischer General ist es, der zuerst Besitz nimmt von der Stadt. Zehn Tage später, am 25. November 1813, übernimmt Justus Gruner das General-Gouvernement Berg. „Vertraut mit dem guten Geiste dieses durch Biederkeit, Fleiß und Treue seiner Bewohner so achtungswürdigen Landes, darf ich mit Sicherheit erwarten, daß dasselbe zu dem alleinigen großen Zwecke der siegreichen Mächte, zur Befreiung Deutschlands, kräftigst und herzlichst mitwirken werde“ spricht sein Edikt. Was Justus Gruner zu tun weiß, um die Volkskräfte zu entfesseln, hat Paul Wenzke in einem schönen Buche gesagt: wie eine bergische Brigade aufgestellt wird, wie in feierlicher Stunde in der Markirche Fahnen und Standarten der Bergischen Freiwilligen geweiht werden, wie die in Düsseldorf stehenden Truppen die Grenzwacht halten und nach einem glücklichen Vorstoß gegen Neuß einen französischen Adler heimbringen und am 13. Januar 1814 die russischen Truppen bei Düsseldorf über den Rhein gehen.

Die französische Herrschaft ist endgültig gebrochen. Der Jahrestag der Leipziger Schlacht ist ein Freudentag der Bevölkerung. „In Düsseldorf“, erzählt Wenzke, „leiteten feierliches Glockengeläut und Geschützsalben am Abend des 17. Oktober die Festtage ein. Am 18. führte die Garnison am Fuße des Grafenberges den Verlauf der Völkerschlacht in kunstvollen Übungen vor. Am 19. war Konzert im Hofgarten und großes Bogelschießen

um Preise, die Gruner gestiftet hatte. Feierlich wurde als Zeichen französischer Gewalt und Greuel die alte Guillotine verbrannt. Die 1793 als Berliner Volkslied dem englischen Vorbild nachgedichtete Weise „Heil dir im Siegerkranz“ wurde damals zum erstenmal in Westdeutschland gehört. Von Düsseldorf aus geht ihr Siegeslauf durch die neuen preussischen Provinzen.“

Am 3. Mai 1815 endlich schlugen die Abgesandten des Königs von Preußen die Urkunde der Besitzergreifung in Düsseldorf an.

Noch sitzen da und dort hinter der Bierbank Männer, die ein saures Gesicht machen, wenn einer den Namen „Preußen“ ausspricht, und mit der Faust auf den Tisch schlagen, wenn einer etwas gegen ihren „Napolium“ sagt. Aber sacht und sacht schlafen auch die hinter der Bierbank ein. . . .



VI. Biedermeier.

Sie saßen und tranken am Leetisch — und sprachen von Liebe viel — die Herren, die waren ästhetisch — die Damen von zartem Gefühl. . . .

So sanft und zart war ja ihr Herz, wie die weiche, liebe Weste aus Seide, Samt oder Kaschmir, die das gefühlvolle Herz umschloß, und aus ihren hohen, himmelanstrebenden Kragen, für die sie sich den grausamen Namen Watermörder ausgedacht hatten, sahen stille und verträumte Augen in die schöne, geruhige Welt. Und die innigen Frauen, die so schrecklich gern Baumkuchen aßen und so adrett ausschauten in den feinen Puffärmeln und den echten, indischen Shawls, saßen ihnen gegenüber in der guten Stube und spielten Pfänder oder Reimeraten oder Rätsellösen oder schwatzten von Walter Scott, ihrem Liebling, der ihre Träume romantisch beschwingte. Und die Herren disputierten derweilen über Hegel und seine Philosophie oder den neuesten Artikel aus dem „Morgenblatt für die gebildeten Stände“, und die lieben Mamsells hörten ihnen zu und machten ein gescheites Gesicht und erwogen bei sich im Stillen, ob sich wohl die dicken Lockentuffs noch hübsch richtig um die Stirne legten, so wie man sie am Morgen mühesam frisiert hatte, und ob man nächstes Jahr wohl auch noch die Hüte und die Hauben so tragen würde, wie jetzt, mit Spitzen und Bändern und Rüschen und Blumen und Federn und weiß die marchande de modes mit welchen Wichtigkeiten sonst noch. Und, ach, am Fenster-

brett sahen die Blumen neugierig durch die zarten, duftigen Vorhänge in das Zimmer, das ganz so war wie das Geplausch der Menschen und die Menschen selbst, so heimelig und so freundlich. Da waren die hellen Birkenmasermöbel oder die ovalen Tische aus dunkelrotgeflamtem Kirschmaserholz oder, wenn man bei ganz feinen Leuten war, das braunrot glänzende Mahagoni. Und gewichtig in der Ecke stand der Sekretär und in seinen tausend Schiebladen und Schieblädchen lagen die langen, langen Liebesbriefe von anno dazumal, die billets doux und die Tagebuchblätter. Eine welke Rose, war weiß, oder ein Schattenriß der Jugendgeliebten oder das erste, heimliche Gedicht waren auch wohl darin versteckt. Der Sekretär, das war ja der verschwiegenste, der liebste Freund. Mit zwanzig, fünfundzwanzig Jahren saß man vor ihm und sann auf schöne, verliebte Worte, mit dreißig, fünfunddreißig Jahren saß man vor ihm und sann über Hoffnungen, Hoffnungen nach, mit vierzig, fünfundvierzig Jahren saß man noch vor ihm und sann über Zahlen, Zahlen . . . und eines Tages hatte man ihn zugeschlossen und war aufgestanden von den Stühlen, den kleinen, zierlichen Stühlen mit dem geblühten Rattun und hatte sich in das Sofa gesetzt, das breite, behagliche Sofa. Wurde still und beschaulich, umgab sich, wie der Göttervater Jupiter im Dunstkreis thront, mit einer Wolke Toback und besah sich vom Sofa aus die Schätze, die man heimgebracht, die Silhouetten, die Schatten der Jugend an den Wänden, die Kostbarkeiten von Silber, Porzellan und Kristall, die in dem Glaseschränken, der Servante, Kokett zur Schau standen, und die Bilder, die über dem Sofa hingen, die alten, lieben Bilder aus Düsseldorf. . . .

Denn was von Düsseldorf und seiner Malerschule in die Welt hinausging, das hatte ja alles das, was Biedermann und Biederfrauen zu innerst fühlten, die Weichheit des Herzens, die stille, selbstgenügsame Freude am Glück im Winkel, die

heitere Zufriedenheit mit dem Alltag oder (ein Gegensatz scheint es und ist doch desselben Stammes) jene romantische Schwärzerei, die die Menschen von damals Walter Scott in die Arme getrieben hat, jene biederbe Verehrung des Mittelalters, deren Requisiten die alte Ritterburg, das gewappnete Roß, das Waldesdunkel und deren Handlung die Befreiung des gefangenen Ritterfräuleins, der Tod für den Glauben, der Überfall in der Nacht und deren Musik Becherklang und Schwerter-schlag waren.

In diesem Sinne war die Düsseldorfer Malerschule der erfolgreichste Ausdruck der Biedermeierzeit so wie das Leben in Düsseldorf vielleicht die für jene Lage typischste Form darstellt als die Hingabe an die Freude, die jeder Aufregung ängstlich aus dem Wege geht, die Lebensfreude in Filzpantoffeln und Pulswärmern, wenn man in einiger Übertreibung so sagen darf.

* *

*

Stuben wie Lutter und Wegener in Berlin, in denen der Künstler, ein halber Paria, in heißen Nächten fernab der Welt der Behaglichkeiten in Rausch und Fieber wilden Träumen nachjagte, hat es in Düsseldorf nie gegeben. Hier war der Künstler, der doch schon bei der Teilung der Erde das Irdische verlor, kein Einsamer. Er ging auf und unter in der Gesellschaft. Er war zu Gast bei Hof (Prinz Friedrich von Preußen residierte im Jägerhof), beliebt bei dem Beamtenadel, gesucht vom Kaufmannspatriziat. Er empfing auch selbst im Malerzirkel den Besuch der Bürgerschaft. So lernte er die Welt der Kompromisse, der stillen Zufriedenheit kennen und schätzen. Das bürgerliche Ansehen war seiner Wünsche liebstes Ziel: Ein Haus, ein Garten, eine blühende Kinderschar. Man lese nur die Briefe der Düsseldorfer Maler. Der Kaffeeduft und der Tabakdunst



Motiv aus Alt-Düsseldorf.

Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf, phot.

steigen noch heute aus ihnen auf. Da wird immer wieder erzählt vom „amönen“ Kaffee, ihrer ganz besonderen „Delice“, vom Tabakrauchen und so. In sauren Wochen taten sie wie jeder andere Bürgermann ihre Pflicht, und an frohen Festen gingen sie mit Weib und Kind hinaus zum Stockkämpchen, tranken ihren Napf saure Milch und schoben Kegel und trieben all den Zeitvertreib, der Faustens Famulus Wagner schon am Ratingertor aus Düsseldorf vertrieben hätte. Und ließen auch, wenn sie ganz unter sich waren, einen Kastengeist hochkommen, der von dem der wohlgeordnetsten bürgerlichen Gesellschaft in nichts abstach. Nahm z. B. Schadow an einer Veranstaltung teil, so erhoben sie sich alle in Ehrfurcht von ihren Sitzen und zogen sich (wie Uechtritz, einer der aufmerksamsten und gerechtesten Beobachter und Schilderer des Düsseldorfer Lebens berichtet hat) „in eine sich entschieden unterordnende Haltung zurück“. Lud man sich ein, so war der schwarze Frack „de rigueur“. Bezeichnend ist auch die geistige Geschmacksrichtung dieser Künstler. Eine Bibliothek oder Journale gehörten zu den Seltenheiten. Ersetzt sollte das werden durch die gegenseitige Aussprache in kleinen Abendzirkeln. Aber auch hier glitt das Gespräch immer wieder interesselos von dem Lieferführenden ab; für Fragen der Kunstgeschichte, der Theologie oder gar der Philosophie fanden sich keine Debatter. Nicht das Gedankliche, nur das Gegenständliche fesselte: Vorgänge aus der Geschichte, die sich vielleicht für Bilder verwerten ließen, interessierten sehr.

Auch der Humor dieser Künstler, der vielgepriesene, bleibt im Kindlichen haften. Es war das Vergnügen junger Füchse, das sich da in harmlosen Scherzen austobte, und bald, ach, zu bald im Philisterium endete. Wie haben sie da wie Studenten im ersten Semester einander mit „Budenzauber“ traktiert, und wie mancher fand am Abend wie der junge Mendelssohn die Stühle auf dem Schreibtisch, den Ofenschirm auf dem Klavier und die Stiefeln, die Bürste, die Seife, den Kamm im Bett.

Wie oft sind sie zu später Stunde im Hidalgo, im Malernationaltanz, d. h. also in zusammengekauertter Stellung und dann springend im Dreitakt durch den dunkeln Hofgarten in das schlafende Städtchen wie Gespenster eingerückt. Wie haben sie, wenn es Kirmes war, gejubelt und getrunken oder zu Karneval ihren Spaß gefunden in Mummenschanz und Schnickschnack. Wie mancher Bouteille haben sie den Hals gebrochen, da draußen im „Friedrichsbad“ oder im „Drachensfels“, wie manchen Kantus haben ihre Bässe gegen den Himmel geworfen und wie manchen schweren Kater haben sie in der Morgenfrüh mit sich hinausgeführt zum „Gestein“ im Neandertal oder zum friedlichen Landstädtchen Gerresheim. Wie manch einer hätte sich nicht besser Konterfeien können als dieser prächtige, lebensprühende Hasenklever es getan hat, mit dem Pokal in der Hand. Und doch, und doch. Hört man länger und tiefer auf den Rhythmus, der diese Lage durchklingt, so bleibt jener Rest von Altväterlichkeit im Grunde doch als das innerste Wesen dieser Heiterkeit, die weder eine olympische Heiterkeit im Sinne Goethes noch Sturm und Drang oder Schäumen und Überquellen aus Tiefen ist.

Die bewußte Annäherung an das normal Bürgerliche ist immer bestimmend: „Zu all diesen lustigen, feierlichen, kuriosen Dingen,“ so erzählt einmal Immermann, „hatten wir ein Publikum empfänglicher Männer und Frauen, nicht selten nahm die halbe Stadt an unseren Schönbartspielen Theil, und daß das Bild des freilich illusorischen, aber doch vergnüglichen Kunst- und Poesierausches aus goldenem Rahmen sah, war gar nicht so übel. Der Rahmen gab dem Bilde noch höheren Relief. Dieser goldene Rahmen war nämlich das Interesse des Hofes und der Bornehmen an unserm Treiben. Die Musen waren damals in diesen hohen und höchsten Kreisen durch uns Mode geworden, sie wurden zur Gesellschaft gerechnet, Vorlesungen, lebende Bilder, Gespräche über Dies und Das lösten einander

auf dem glatten Parquet in gedrängter Folge ab.“ Dieser goldene Rahmen, den Zimmermann hier so preist und der so oft der Kunst wirklich ein höheres Relief verliehen hat, hat in diesem Fall das Bild verdorben, weil sich das Bild nach ihm gewandelt hat.

Man war zu ängstlich, außerhalb des Kreises bestehender Geschmackszentren zu treten. Man war zu friedlich, zu froh des Alltags und seiner Geschenke. Man scheute sich, diese oder jene Gunst zu verlieren, man tastete nicht, weil man niemandem das Schauspiel bieten wollte, zu straucheln. Und hier müssen wir Zimmermann gegen Zimmerman zum Zeugen rufen, der an einer anderen Stelle gesagt hat, es fehle den Düsseldorfern nun einmal die geniale Sicherheit, der à plomb der alten Meister und eine Scheu vor Fehlern, vor gemalten, dummen Streichen sei statt dessen da.

Dieser Übergang zum friedlichen Pakt mit der Menge hat sich unter Schadow vollzogen. Cornelius stand einsamer da. Seine Irrtümer lagen auf einem anderen Gebiete. Cornelius, der Akademiedirektor, war der Cornelius des Fresko. Die lernende Jugend, die das Kleine und Kleinste braucht und das Begehen nur lernen kann Schritt für Schritt, hatte er gleich auf das Gerüst gestellt und ihren Arm im Bausch des Fresko schwingen lassen. Das Fernweh junger Künstler nach dem eigenen hatte er nicht zu wecken vermocht. Zu schnell hatte Cornelius seine Jünger abschließen lassen mit einem Urteil, das seine Autorität ihnen eingab, hatte ihnen Aufträge verschafft und sie seine Gedanken, die er auf den Wänden dachte statt zu malen — wie Muther es einmal ausdrückt — noch einmal denken lassen. Aus der Akademie hatte er eine Meisterschule gemacht. Und so ehrend für Cornelius das treue Wort einer seiner Schüler auch gewesen ist: „Die Anstalt, zu der wir gekommen sind, sind Sie; wohin Sie gehen, folgen wir Ihnen“, hatte doch auch des Bedenklichen viel; denn Cornelius

stand ja nicht mehr, wie ehemals, im Schatten Faustens und der Nibelungen. Die Antike hatte auch ihn wieder in ihren Bann geschlagen, und je mächtiger seine Persönlichkeit wirkte, um so größer wurde die Gefahr für die Epigonen.

Schadows, seines Nachfolgers, tat ist die Organisation. Auch er war freilich zu sehr Autokrat, als daß auf seiner Akademie jeder nach seiner Fassung hätte selig werden können. Aber das al fresco kam für ihn jedenfalls zu allerletzt in Frage. Auch wußte er seine eigenen Ansichten nicht immer hinter dem allgemeinen Besten zurücktreten zu lassen. Dazu war er zu sehr Persönlichkeit. Er fühlte sich als der Patriarch seiner Künstler-schar. Man mußte sich ihm höchst zeremoniell in Frack und Klack nahen und eines apodiktischen Urteils stets gewärtig sein. Die Anekdote, er habe einen seiner Schüler, der ihm ein Bild „Warmer Abend“ zeigte, mit dem Bemerkten heimgeschickt, einen „Kühlen Morgen“ daraus zu machen, ist, wenn nicht wahr, so zu seiner Charakteristik jedenfalls gut erfunden. Andererseits aber hatte Schadow doch ein Herz für seine Schüler. Robert Reinick ist nicht der einzige gewesen, der in seinem Hause am Weihnachtsabend wie ein Kind in der Familie aufgenommen und am Gabentisch von seinem Direktor (o, du gute, alte Zeit!) als Präsent drei Handknöpfchen aus Lava vom Vesuv, eine Briefftasche und einen Kupferstich vorfand. Das Große in Schadow aber ist seine Zähigkeit, sein planmäßiges Aufbauen, sein Verständnis für Realität. Sein Organisationstalent hat seiner Schule die Erfolge gesichert. Wie zielsicher geht er gleich im Anfang zu Werk. Statt der braven Zeichenhandwerker, die Cornelius neben sich geduldet hatte, beauftragte Schadow Berufene wie den jungen Hildebrandt, den Landschaftler Schirmer und Carl Sohn. Auch die Gründung des „Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen“ ist nicht zuletzt sein Werk. Hier war nach dem Muster von Berlin und Wien dem Schaffen der Schule das Echo geschaffen, dessen es bedurfte, hier war durch



Winter im Hofgarten.

Julius Cöhn, Hofphotograph, Düsseldorf, phot.

die wichtige Bestimmung, daß ein Fünftel der Jahresbeiträge für öffentliche Zwecke zu verwenden sei, der Monumentalmalerei ein weites Feld erschlossen. Solange die Fäden in Schadows Händen zusammenliefen, hatten die Düsseldorfer in ihm nach außen den tatenfrohesten Vertreter. Erst später, als seine Hinneigung zur religiösen Malerei ihn mehr und mehr vereinsamte, hielt er sich still hinter den Wänden seines Hauses am alten Steinweg und riß mit jedem Jahr wie ein Blatt aus dem Kalender ein Stück Frohsinn aus seinem Leben.

Schadow, der Künstler, ist im Grunde eine tragische Figur. Das Lied, das in seiner Seele klang, war wie ein stiller Sang, der am Abend durch Kerzenstrahlende Kirchen weht, weihrauchduftend, mild und von der Wehmut eines Kindes, aber die Mittel, die Schadow zu Gebote standen, um dieser Sehnsucht Stimme zu leihen, waren ganz und gar Rüstzeug seines Verstandes. Das Reflektierende, das kühl Betrachtende und Wägende war viel zu stark in ihm, als daß er kindlich Empfundenes nun auch schlicht und aus ursprünglichem Gefühl heraus hätte sagen können. Vielleicht hat Immermann diesen Zwitterzustand am besten getroffen, wenn er von dem „übermalten Geiste“ Schadows gesprochen hat. Wahrhafte Gefühle in ihm werden durch zu starke Betonung unwahrscheinlich und grell, Unbewußtes wird kühlbewußt. Das macht diesen Schadow, der von Italien zurückkommt, zum Râsonneur, läßt ihn sein Künstlertum einer eigensinnigen Pedanterie ausliefern und macht ihn, den Alternden, grunzlich und mürrisch, wenn er andere auf anderen Wegen gehen sieht. Und nur da bleibt auch der alte Schadow auf der Höhe seiner Aufgabe, wo der Verstand das erste Wort zu sprechen hat, in Fragen der Organisation der ihm anvertrauten Akademie.

Was Schadow zu viel an Eisen im Blut rollte, hatten seine Gefährten auf dem Pilgerzug ins gelobte Land, Hübner und Bendemann, gewiß zu wenig. Besonders Bendemann, der den Weltschmerz der Biedermeierzeit wohl am öftesten mit Tragik

verwechselt hat. An die Wasser von Babylon setzte er seine sentimentalen Theaterfiguren und ließ sie weinen (sie mußten ja später den Parodisten reizen: „Da saßen sie und weinten und weinten immer mehr und als sie nicht mehr weinten, da weinten sie nicht mehr“) und auf den Trümmern Jerusalems hieß er seinen Jeremias Platz nehmen und das gleiche Publikum zu Tränen rühren, das am Abend im Theater über Ritterdramen schluchzte.

Von dieser irrgeliteten und unfrohen Malerei spricht im Namen Zimmermanns auch der schwarze Domino der „Maskengespräche“ als von Ateliers, „welche Galiläa scherzweise genannt wurden und worin man sich zur Ehre Gottes unfruchtbar genug abquälte“. „Deger, Vergiffest du Degern?“ wird ihm da nicht mit Unrecht geantwortet. In der Tat liegt hier ein Gegensatz. Deger, Müller, deren Farben von den Wänden der Apollinariskirche in Remagen leuchten, und Ittenbach ziehen eine stillere Straße. Sie beten, wenn die Schadowisten düstere Psalmen singen. Es ist das Beten frommer Seelen, die Skrupel und Zweifel nie geplagt hat, die kindliche Gläubigkeit. Das gibt ihrer Kunst das Eindeutige, das Frohe. Das läßt sie die Madonnen sehen, wie blaue Kinderaugen sie anschauen, und die Sterne wie blinkendes Spielzeug vom Himmel nehmen und die weißen Wolken den Heiligen Gottes wie weiche, weiche Teppiche zu Füßen legen. Aber sie verlieren über der wimperfenden Madonna die aufstrahlende Helle des allgemeineren, christlichen Glaubens. Und in diesem Sinne hat Zimmermanns Kritik Recht: „Deger nahm in seinen ersten Christkindern dazu einen Ansatz, sie hatten etwas Tapferschreitendes, Siegreichblickendes. Nachher ist er hiervon wieder zurückgewichen in der Reminiszenz an Fiesola. Zuletzt sah ich eine Zeichnung von ihm: Die Himmelfahrt. Der Erlöser blickt wehmütig segnend zu den Aposteln hinunter. Also auch hier wieder Empfindsamkeit, dachte ich. . . .“

In ein seltsames Paradoxon von Streben nach möglichster Natürlichkeit in der Ausführung und schwärmerischer Romantik in der Idee mündet die Kunst der Hildebrandt, Sohn u. a. Es ist nicht die tiefdeutsche Sehnsucht des Novalis nach der blauen Blume, nicht jenes Weinen der Seele, nicht jenes stille Ahnen, das in den Liedern unserer ersten Romantiker wie der Vorfrühling in zitternden Knospen schauert und bebt; es ist die breitere Ansichtsartenromantik, wie sie schon da und dort in Stellen des an sich ja noch wundervollen Liedes Heines von der Loreley veräterisch zum Vorschein kommt, die auch in den Bildern der Düsseldorfer (anfänglich noch hinter wahren Empfinden versteckt) mehr und mehr die Oberhand gewinnt. Da ist es so bezeichnend, wie oft mit Kindergestalten jene Wirkung erzielt wird, die z. B. heute die spekulative Operette auf demselben Wege erreicht. Das an sich so sympathische Bild Hildebrandts „Der Krieger und das Kind“ geht doch gerade durch diesen billigen Gegensatz auf einen unkünstlerischen Effekt aus, und auch bei jenem vielbewunderten Tableau „Die Söhne Eduards IV.“ merkt man die Absicht und wird verstimmt. Das sind (so auch die Chorknaben Hildebrandts) zurechtfrisierte Theaterkinder mit jenem süßlichen Milchgesicht, das unsrer Biederfrauen holdseliges Entzücken war.

Der wahre Lyriker der Frauenseele gerade dieses Säkulums ist Carl Sohn. Weicher noch und doch ehrlicher ist sein Empfinden. Zarte, feine Hände schmiegen sich andächtig weiblicher Jugend, so da sind Geduld und Milde und Hingabe und selbstlose Liebe, an und formen und gestalten mit gläubigem Sinn. Und unvermerkt rückt er diese Gestalten aus dem scheuen Dunkel der Düsseldorfer Schule in die Helle und schmückt sie mit buntem Gewand. Auch er sucht das Romantische, wo Heine es gesucht hat, am Loreleyfels, und, siehe, die gleiche Welle des Erfolgs trägt auch ihn, die den rheinischen Poeten gerade mit diesem Lied am höchsten erhoben hat. „Das wahre Wunderkind dieser Romantik“ aber ist Theodor Mintrop. „Ein solcher

Giotto“ — wie Schaarschmidt sagt — „der bei seinen Ochsen und Schafen in aller Stille und Ursprünglichkeit aufgewachsen war, hatte bloß noch gefehlt, und bald war Mintrop einer der Berühmtesten im Kreise der Akademiker, ehe er noch eine fertige Arbeit geliefert hatte.“ Nun hat er ja in gewisser Hinsicht insofern die Erwartungen auch nicht getäuscht, als er als Heiligenmaler in seiner Bestimmtheit und Sicherheit über die Nazarener hinausgewachsen ist. Interessieren mag auch Schaarschmidts Mittheilung über die Zeichnungen aus Mintrops Nachlaß, die die Akademie bewahrt und in denen „zuweilen etwas Wildes, Phantastisches, dabei Großartiges, das man dem Autor der harmlosen Kinderspielereien gar nicht zutrauen möchte“, stecken soll.

Kunst ist für die Wiedermeierzeit die Abkehr von allem, was ist, und die Rückkehr zu dem, was schöner war und schöner sein könnte. Die Sonne, die Homer und Raffael gelächelt hatte, schien dieser Zeit eine andere geworden zu sein; früher, so schien man zu glauben, sei es alle Tage Sonntag gewesen und jetzt alle Tage Werktag geworden, und diesen Sonntag, den wollte man wiederfinden und sich wieder vorstellen — in der Kunst. Früher, so hat einmal Uechtritz gesagt, habe Raffael nur vor die Thür zu treten brauchen, um seine malerisch bedeutungsvollen Gestalten zu sehen, und jetzt — nun man braucht den Nachsatz gar nicht zu vollenden. Nicht um zu sehen, wie herrlich weit man es zuletzt selbst gebracht, war es hier ein groß Ergötzen, sich in den Geist der alten Zeiten zu versetzen, sondern nur, weil man sich erbauen wollte an längst Verklungenem, das einmal viel zauberischer gewesen sein mußte als die Melodie der eigenen Tage. Dieses Eden war die goldene Ritterzeit, das Mittelalter. Und keine Gestalt kam diesen Träumen freundlicher entgegen als Barbarossa. Wie die Ruinen am Rhein wuchs ja das Andenken an ihn aus verschollenen Jahrhunderten auf in diese Zeit. Daß er in fernen Ländern, strahlend im Glanz der alten Kaiserpracht, gekämpft und gelitten, daß seine schweifende Seh-

sucht wie ein Irrlicht im Dunkel erglüht und mit einem Mal erlöschte war, daß die Lieder, die bunten, noch von ihm sangen, dem Kaiser, den die Wogen gewissermaßen mit Roß und Reif hinabgezogen hatten . . . das war die Romantik, der keine gleich kam im Herzen der Biedermeierzeit. Darum erzählte auch die Düsseldorfer Monumentalmalerei auf den Wänden von ihm und immer wieder von ihm, so wie die Hohenstaufendramen bataillonsweise über die Bühne zogen. Ritter und Heilige, das wäre vielleicht das Schlagwort für diese Kunst. Im Bischofsornat oder im Panzerhemd stehen diese Maler in ihrer steifen Grandezza da, ganz Würde, jeder Zoll ein Theaterheld. Aber hinter ihrem Rücken beginnt man schon da und dort zu kichern über die Bekleidung. Sie aber drehen sich um, und ein väterlich strenger Blick straft die Ruhestörer, und wie sie gar in diesen Ruhestörern Schüler der Akademie erkennen, da poltern sie los gegen die jugendlichen Frechdäcse und raten ihnen, lieber Schuster oder Schneider statt Maler zu werden. Die aber werden und werden nicht ernst. Einer von ihnen malt gar die „Trauernden Lohgerber“ als lustiges Gegenstück zu Bendemanns trauernden Juden wie ein Manifest der lachenden Jugend gegen das sentimentale Alter an die Wand. Und ein anderer nimmt sich statt der Ritterbücher und der biblischen Geschichten des Kandidaten Jobses Moritatenleben zur Hand und malt um die lustigen Verse noch lustigere Bilder, und allsogleich gewahrt man auch in Düsseldorf unter allen professoribus das oftvermeldete Schütteln des Kopfes. Doch dräut auch der Griesgram noch so sehr, die Jugend, die lächelnde, fürchtet sich nicht. Und wie als die grimmigste Satire auf die Ritterromantik Jahrhunderte vorher Don Quichotes traurige Gestalt auf seinem Klepper Rosinante in die Welt hinausgeschickt worden war, so steigt aus einem Maleratelier dieser Stadt, in der wieder so mancher Künstler sich an alten Ritterbüchern die Augen und den Geschmack verdarb, der scharfsinnige Edle von la Mancha als Menetekel zum zweitenmal aus der Versenkung auf. Adolph

Schrödter hatte ihn gerufen. Und, mirabile visu, trollte bald auf Hasenklevers Geheiß neben dem Ritter von der traurigen Gestalt der Ritter vom traurigen Geist, auch Kandidatus Hieronymus Jobs benamset, einher. Schadow sprach zuerst hem! hem!, darauf die anderen secundum ordinem, und es wurde auch hier, um im Stile Jobsens weiterzureden, bald festgestellt, daß er „in der Kunst der Physiognomei nicht genug erfahren gewesen sei“, und daß es die Kunst profanieren heiße, Gestalten aus einem so „unglücklichen Knittelgedicht“ der Darstellung zu würdigen. Aber Schrödter und Hasenklever ließen sich nicht bezirren, bald schlossen sich ihnen ja auch andere, insbesondere auch der talentvolle Jordan, an, und es flutete bald, gespeist aus diesen frischen Quellen, mit breitem Wellenschlag jene Bewegung über das Land, die als Reaktion gegen eine falsch orientierte Romantik ihre Sonderverdienste hat: die Genremalerei.

Doch auf Einzelheiten hier einzugehen, ist hier nicht der Ort. Über Tal und Hügel hinweg sucht der Blick nach Bergen, die höher und weiter ragen ins Land. Abseits der Menge sucht er jene, die die Stillen und Einsamen sind: die Lessing, Schirmer, Kethel, Feuerbach. . . .

Den langen, stillen Lessing nennt Freund Uechtriz Gotthold Ephraims Großneffen. Wenn die einen, so erzählt er, nachmittags einen Kirchenvater übersetzten, Schrödter und Jordan eine Schwankprobe abhielten, Robert Reinick ihnen einen Prolog dazu dichtete und die anderen auf ihrem Stübchen saßen und bei Kaffee und Tabak von Schlössern und Wäldern träumte, ging Lessing auf die Jagd oder ritt mit seinem Braunen stundenlang allein über das Feld. Und wenn er dann am Abend heimkehrte, vergrub er sich fernab dem geselligen Treiben in seine Büchersammlung (eine der wenigen, die es damals in Düsseldorf gab) und suchte nach einem eigenen Urteil über historische Dinge. Freund der Natur, Freund der Historie drängte es ihn immer nach der Wahrheit. Charakteristisch für ihn ist sein

„energischer Sinn für das Männliche“. Ein echter Lessing läßt er sich nicht durch übertriebene Gefühlsmomente, durch schöne, gemalte Lügen überreden. Er malt die Natur, weil er sie liebt, und er liebt sie, weil er sie kennt. Er wählt sich aus der Geschichte Männer, die sich nicht aus romantischen Gefühlen begreifen lassen, Männer, die herb sind und hart wie Huß. Er verliert sich wohl zeitweilig in Räuberstimmungen oder halbechten Rheinflängen, aber er findet sich schließlich doch immer wieder als der Seelenmaler, als der grübelnde Psycholog. Die bittere Art, die nach Roetings Bild seine eigenen Züge schroff und straff zusammenzog, gibt auch den Menschen, die er darstellt, ein Etwas, das in diese Biedermeierzeit getragen damals doppelt kühl und kalt gewirkt haben muß, aber gerade dadurch für uns Spätere um so viel ernsthafter und nachdenklicher wirkt. Als Landschaftsmaler freilich hat auch er der Zeit schweren Tribut zahlen müssen mit seinem Streben, in das Buch der Natur, das er als Mensch so gut kannte, als Künstler romantische Gefühle und Gedanken einzutragen; denn auch er mußte noch vielfach denken statt zu malen, weil auch seinem Pinsel noch die Farben fehlten, die das Schillernde und Wechselnde in ihrem mit jeder Sekunde wechselnden Glanze gezeigt hätten. Über Schirmer, der als Landschaftsmaler in Düsseldorf den Einfluß gewann, der dem ganz und gar nicht zum Führer geborenen Lessing versagt war, zu sprechen, erübrigt sich; denn das Urteil über ihn, den „Klassisch idealistischen Landschaftsmaler“, steht fest. Das Beste über ihn hat Schaarschmidt gesagt, der an die Stelle der alten Etikettierung dies in den Vordergrund rückt: „Die Hauptsache ist wohl, daß auch Schirmer sich selten mit dem Vorbild der Natur allein begnügt hat. Er komponierte seine Landschaften ebenso sorgfältig, wie die Romantiker ihre Historienbilder; seine Farben und Beleuchtungsstimmungen sind nicht, wie fast immer bei Lessing, subjektiv empfunden, sondern überlegt, und deshalb nicht immer überzeugend. Er ist Akademiker und baut seine Landschaften ganz

konsequent nach den berühmten drei Gründen auf. Zuweilen erscheint er als richtiger Romantiker auch darin, daß er vom Theater beeinflusst ist. Manche seiner dahingehörigen Stücke könnten ohne weiteres für Skizzen zu Theaterhintergründen gelten, und bei einigen seiner großen Landschaften zeigt sich geradezu das Prinzip der Kulisse: zu beiden Seiten große Massen, die sich oben vereinigen und in der Mitte einen tiefen Durchblick lassen. Dabei, und das ist ein Kennzeichen seiner ganzen Richtung und Schule, fehlt ihm das stereoskopische Sehen sowohl als das Festhalten an einem optischen Mittelpunkt.“ Darum hat wohl auch Zimmermann zu wiederholten Malen Schirmer eingeladen, die Dekorationen für seine bedeutenden Inszenierungen zu entwerfen, und Schirmer hat auch mehrmals, wie z. B. in seinen Bildern zu „Andreas Hofer“, diesem Wunsch entsprochen.

Von Alfred Rethel wissen die kleinen Häuser in den Straßen der Akademie, denen in kalten Nächten der Rheinwind erzählt, manches zu sagen. Von Tagen können sie sprechen, wo sie den Jüngling Morgen für Morgen durch ihre Reihen der Akademie zueilen sahen, von Abenden, da seiner Gitarre Lieder zu ihnen aufdrangen wie die singende Sehnsucht von Kindern, von Nächten, da sein fröhlicher Ruf in ihren Winkeln zerflatterte. Aber sie wissen auch von einer Stunde, da ein müder Mann mit verlöschenden Blicken zu ihnen auf sah und sie, seiner Jugend Gefährten, nicht mehr erkannte. Und noch heute ist es ihnen, als habe in jener Stunde der Wind vom Rhein geweint wie Männer an Gräbern zu früh gestorbener Kinder weinen. . . . denn für Alfred Rethel ist Düsseldorf ja beides gewesen, Lufttakt und Ausklang, verheißend wie der Maimorgen und niederdrückend wie der Novemberabend. Hier hat sich sein Künstlertum aus den Schatten gelöst und ist Gestalt geworden, hier hat sich sein Menschentum aus den Gestalten gelöst und ist wieder Schatten geworden. Hier inmitten der Empfindsamkeiten und inszenierten Traurigkeiten hat sich seine Kunst, die

nie gelacht hat, in ihrer tiefen Wehmut zum erstenmal einsam gefühlt, hier hat sie schon in ihren ersten Schöpfungen (den Bonifaziusbildern) in die Farben, die man ihr reichte, ihren eigenen Ton gemischt. Hier hat er als Illustrator schon gewußt, was so viele seiner Lehrer nicht einsehen wollten, daß das poetisch Wirksame und das dargestellte Ausdrucksfähige nicht dieselben Dinge sind, hier hat er schon seine Heiligen von dem Schmachten den freigemacht, das gerade für seine jungen Jahre so verführerisch hätte werden können. Was die Düsseldorfer ihm mit auf den Weg gegeben haben, ist vorwiegend technischer Natur: ein gutes Handwerkzeug, eine Durchbildung der Farbe. Was hätte ihm auch sonst eine Akademie geben können? Ein Prinz aus Genieland hat er bald genug die Türen der Schulen hinter sich zugeschlagen und ist seine Straße geritten, von Düsseldorf weg, nach Düsseldorf hin. Und die Türme der Stadt am Rhein haben auf ihn gewartet wie die Zinnen der Stadt auf den Reiter Tod warten und er ritt ihnen entgegen und wußte es nicht, wie eng auch um ihn sich schon die schaurig schönen Totentänze schlangen. . . .

Ein heiterer Stern stand über Anselm Feuerbachs Düsseldorfer Tagen. Wenn der Frühling kam, dann umkränzten blühende Zweige sein kleines Zimmerfenster, und die Nachtigallen weckten ihn aus dem Schlaf. Eilte er dann durch den morgenschönen Hofgarten zur Akademie, dann sahen ihn wohl seine Altersgenossen nicht ohne Neid geradeswegs auf des Herrn und Meisters Schadow Atelier zustreben, dessen Allerheiligstes ihm jederzeit offen stand. Freilich — hätten sie gewußt, was unser junger Anselm hier für Famulusdienste tat, so wäre ihr Neid doch wohl bald wie Schnee vor der Sonne geschmolzen. Denn die Pinsel durfte er reinigen, die Palette herrichten, die Farben aufsetzen und dann und wann wohl auch zum Schönfeldschen Laden herüberspringen und mit Geschick und Lücke einen neuen Pinsel oder gar einen neuen Farbkasten erhandeln. Ja, er durfte auch an einem Porträt eines Obersten, der sich von Schadow

malen ließ, die Epauletten und die Orden pinseln, die Inschrift zeichnen und am Rand herum malen und ähnliche Dinge tun, die einem Anstreicherlehrling das Herz in der Brust höher schlagen lassen. Ohne Murren hat es der gute Anselm getan; denn mit Kleinem fängt man an, dachte er bei sich, und mit Großem hört man auf. Nun hat sich ja auch in der Lat Shadow seiner besonders angenommen, hat ihn statt in die Elementarklasse sofort in den Antikensaal geschickt und dann verhältnismäßig rasch in die Malerklasse des Professors Sohn aufrücken lassen. Für Sohn hatte der Schüler Feuerbach stets besondere Sympathien; er und Lessing waren die Beichtväter seines künstlerischen Gewissens. Am meisten hat wohl Lessing das junge Talent verstanden, der ihm immer wieder riet, möglichst frei ohne ängstliche Fühlung mit der historischen Wahrheit zu komponieren. Was aber niemand damals in Düsseldorf gesehen hat und auch nicht sehen konnte, das waren die bunten Bilder, die an der Seele dieses Jünglings schön und fern wie Träume in der Nacht vorüberzogen. „Der tiefe Norden mit den uralten Sagen, die ewig bееisten Berge, das Romantische, dann wieder Arabien und Deutschland im Mittelalter, die eiserne Zeit des Mönchtums“, das alles sehen seine Augen, aber er weiß, daß die Hände noch zu schwach sind, um zu gestalten, was er sieht und fühlt. Am schönsten hat Feuerbach das einmal in einem Düsseldorfer Brief an seine Mutter, der aus dem Jahre 1847 stammt, zum Ausdruck gebracht: Da spricht er davon, wie sehr er Mendelssohn selig preise, dessen innerstes Sehnen sich gleich in Tönen rein und lieblich von der Seele löse, aber so ein armer Maler. . . „Der Maler denkt, und wenn er ans Machen geht, so kommen diese hundert Schwierigkeiten, da muß Kontur sein, da Farbe und Zeit, das ist die Hauptsache, und die Zeit schläfert ein, so malt er und malt sich hinein, wird immer Kühler und Kühler, und zuletzt kann er sich nicht mehr denken, wie er anfangs gedacht, und macht sich weis am Ende, er hätte so gedacht, wie

sein Gemälde daſteht; ich wollte, es käme ein Engel vom Himmel, der malte mit Götterhand ſo, wie man denkt. . . .“ Der Engel vom Himmel, der Erfüller der Träume, war auch für Anſelm der Engel der Zeit. Das Warten und das Harren freilich iſt ihm ſchwer geworden wie keinem zweiten. Seine Briefe aus Düſſeldorf ſind ganz der Ausdruck ſeines inneren Kampfes mit dem Ungeduldigen, Ehrgeizigen, Unruhigen, Vorwärtsdringenden, das damals ſchon in ihm war. Daß die Shadow-Schule ihm künstlerisch wenig zu ſagen hatte, ſtand ſchon früh bei ihm feſt und ſchien ihn immer wieder hinauszutreiben, nach Belgien vor allem. Aber dann zwang er ſich wieder gewaltsam zur Ruhe, zum Bleiben, weil die Art, wie etwa Sohn ihn malen lehrte, ſeine Technik förderte, die Feinheit der Farben vor allem. „Wenn ich ſo allein bin,“ ſo ſchreibt er einmal, „dann fühle ich ſo innig, was Kunſt iſt, dann iſt alles weniger Malerei, da ſtehen keine Töne, alles iſt tiefe Seele, da meine ich, man könne Künstler ſein, ohne nur einen Strich zu tun; da iſt Kunſt ſo etwas Beruhigendes, ſo was Wohltuendes, Inniges, und komme ich dann unter andere Maler oder zur Akademie, da ſind alle Ideale eingesenken, da ſtehen die Professoꝛen, denen man’s am Geſicht anſieht, daß ſie ganz anders denken, und das ſind erfahrene Leute, da muß ich doch Unrecht haben, da komme ich mir ſo erbärmlich vor und riesengroß wachſen dann die Schwierigkeiten, die vorher ſo klein waren.“ So wird auch Anſelm Feuerbachs Flucht aus Düſſeldorf mehr als die Flucht aus dieſer oder jener Stadt, ſie wird der Drang des Künstlers aus der Schule, die nur das Allgemeine, das Fremde geben kann, zum Eigenen hin, der Weg ins Freie. „Warte, denen will ich den Feuerbach noch einmal zeigen“, hat er in einem ſeiner Abſchiedsbriefe von Düſſeldorf geſchrieben. Freuen wir uns, daß er Recht behalten hat. . . .

Als im Jahre 1827 der neuernannte Landgerichtsrat Karl Leberecht Zimmermann zum erstenmal Düsseldorfer Boden betrat, war sein erster Gang nicht, wie es sich wohl für einen neuernannten Landgerichtsrat schiekt, zum Gericht. Es interessierte ihn gar nicht, festzustellen, daß es auch hier genau wie in Münster schrecklich viel grüne Tische mit schrecklich viel Tintenfassern, Federhaltern und Aktenbündeln gab. Sondern er ging zuerst durch die hallenden Gänge der Akademie, in deren Sälen er Schadow, Hildebrand, Lessing, Sohn bei der Arbeit sah, und freute sich der Gewißheit, nunmehr Mitglied dieser fröhlichen Malerkolonie geworden zu sein. Sein zweiter Gang galt dem Theater. Was er sah, war ein „nichtswürdiges Lokal“, in dem sogar der Fußboden teilweise fehlte und Arm- und Beinbrüche nicht zu den Seltenheiten gehörten. Diesen Saal hatte eine Theatergesellschaft gepachtet, die die Kunst mißhandelte, so gut es in ihren schwachen Kräften stand. Mit rührender Geduld ertrug das zufriedene Publikum diesen Zustand. Selbst unter den Malern waren nur wenige, die (wie Schadow) sich aus Groll über diese Mißstände ganz vom Theater fernhielten. Die übrigen standen in diesen Dingen jenseits von Gut und Böse. Die älteren Herren hatte das Philisterium verschlungen, die jüngeren gingen abends lieber in den „Drachensfels“ zum philosophischen Gastwirt Stange, dem sie gegen Pump einiger Silbergroschen bei einer neuen Flasche eine neue Epoche der Kunstgeschichte zu gründen versprachen.

Nun traf es sich, daß langsam in Düsseldorf ein neuer Theaterbau aus dem Boden wuchs, ohne daß irgendwer in dieser Stadt auf den Gedanken kam, dem neuen Gefäß auch einen neuen Inhalt an Stelle des „alten, sauren Krähers“ (wie Zimmermann es ausdrückt) zu geben. Aber hätte zu neuen Ufern auch ein neuer Tag gelockt, so wäre in jenen Tagen in ganz Deutschland kaum ein Bühnenleiter mit fortschrittlichen Prinzipien zu finden gewesen. Das Theater der Biedermeierzeit



Rastinger Tor.

Julius Kühn, Kopfbildphotograph, Dillfeldorf, phot.

steckte allenthalben zu tief im Hergebrachten. Kostbare Ausstattung war ihr höchstes Ziel. „Die heutigen Intendanten aber meinen, das, wofür sie nicht Geld ausgeben, sei überhaupt nichts wert. Und mit diesen wenigen Worten ist der ganze Verfall deutscher Bühnenkunst beschrieben zugleich und erklärt“ (Zimmermann). Und in diese mit Jahrmarktsherrlichkeiten aufgeputzte Bühne lud man, wollte man etwas ganz Besonderes bieten, Virtuosen, die Henriette Sontag, Seydelmann oder einen der Devrients. Das Ensemblespiel kam daneben gar nicht in Betracht. Für einen guten Schauspieler nahm man zwanzig schlechte gern in Kauf.

Gegen diese Lalmikunst empörte sich schon längst das Stilgefühl des an Goethes Anschauungen orientierten Zimmermann. Nun hielt er in Düsseldorf die Gelegenheit für gekommen, das Exempel auf die neue Bühnenkunst zu machen. Von heute auf morgen freilich, das wußte er wohl, ließ sich an die Stelle einer Schmiere keine Musterbühne setzen. Mit Weile nur konnte man hier eilen, Schritt für Schritt. Fünf-, sechsmal sollten die Düsseldorfer wenigstens unter hundert schlechten Aufführungen das Gute sehen. Mustervorstellungen sollten eingeschoben werden in diese Kette der Reißer und Klassikermißhandlungen. Um sie zu ermöglichen, gründete Zimmermann einen Verein, einen Theaterverein von fünfzehn auserlesenen Mitgliedern. Die verpflichteten sich, ihre Zeit zu opfern, um die Düsseldorfer zum Besuch dieser Wochen hindurch geprobt und abgetönten Aufführungen zu veranlassen. Überall in der Gesellschaft wurden Abonnenten geworben, und als die Angelegenheit für den Direktor finanziell sicher gestellt war, erschienen im Laufe des Winters jene Inszenierungen („Emilia Galotti“, „Der standhafte Prinz“, „Prinz Friedrich von Homburg“), die zum erstenmal Geist vom Zimmermannschen Geiste in sich trugen. Sie enthalten in nuce alles, was den Reformator Zimmermann kennzeichnet, und gestatten schon jetzt ein Wort über die Prinzipien seiner Theaterkunst.

An die Stelle der Deklamation setzte Immermann die Rede. Die Rede, in der die Seele des Schauspiels zittert und schwingt. Die Rede, die im eigentlichen Sinne Pathos, das heißt Gefühl und Leid ist, nicht das Pathetische. Darum versammelte Immermann seine Schauspieler, meißelte in einem kleinen von Schadow überlassenen Zimmer der Akademie an der Rede jedes einzelnen wie an einem Bildwerk in geduldigster Arbeit und trieb ihnen allen in stundenlangen Beschwörungen den deklamatorischen Teufel aus, der den deutschen Schauspielern ja seit den Hanswursttagen noch im Leibe sitzt. Er sah in der Rede, was Goethe in ihr sah, den Logos, den Träger der Gedanken, den Reflex der Gefühle. Darum klang auch schon in der ersten Vorstellung den Düsseldorfern jedes Wort in der „Emilia Galotti“ so, als hätten sie es nie gehört, so innerlich und reif.

In enger Verbindung damit steht die Wertung des dekorativen Elements. Immermanns Zeitgenossen schonten wirklich nicht Prospekte und Maschinen, das große und das kleine Himmelslicht, und auch an Wasser, Feuer, Felsenwänden, an Tier und Vögeln fehlte es nicht. Mit einem Lappen, wie der Alte von Weimar, Wunderdinge zu wirken, hatte man längst verlernt. Immermann wies auch hier den Weg. Ihm kam es einzig darauf an, den Stil des betreffenden Dramas zu treffen, zu unterstützen, nicht ihn mit allerlei „Mätzchen“ auszustatten. Nie wurde er deutlich, er deutete an. Er gab der Illusion nur die Richtung an, in der sie sich zu bewegen hatte. So hat er es auch schon mit der ganz auf die Illusion eingestellten Shakespeare-Bühne versucht. Programmatisch sind da seine Sätze gelegentlich seiner Inszenierung von „Was ihr wollt“: „Die moderne Bühne sucht durch alle Kräfte illusorischer Dekorationsmittel den Schauplatz in täuschendster Vergegenwärtigung den Zuschauern unter die Augen zu bringen. Die unsrige entsagte allen Ansprüchen auf diese Täuschung, die man Naturwahrheit nennt; sie ruhte auf dem Grundsatz, daß im Drama die menschliche Handlung Haupt-

sache und der Schauplatz Nebensache ist, und wollte eben nichts weiter sein als ein leichtandeutendes Gerüst.“

Dem Virtuositentum der Zeit, das glänzen und applaudiert werden wollte, stellte Immermann, der Reformator, das Zusammenspiel gleichmäßig gutgeschulter Kräfte entgegen. Er hat keine überragenden Schauspieler, keine „Größen“ oder „Sterne“ nötig gehabt. Die Lauber-Bersing, seine beste Schauspielerin, war nur dadurch besser als die andern, weil sie am tiefsten in die Absichten Immermanns eindrang. Wer von Düsseldorf aus den Weg über die Bretter antrat, hatte vor allem gelernt: sich einzuordnen, sich als Glied eines Ganzen zu fühlen, immer innerhalb des Kreises der Dichtung zu stehen und nie außerhalb nach Effekten und Sonderapplaus zu haschen.

Ferner hat Immermann als Dramaturg das große Verdienst, in einer Zeit, da auf dem Theater öde Varietékünste, läppische Vaudevilles und schaurige Ritterdramen das Repertoire beherrschten, den fast vergessenen Klassikern zu ihrem Recht verholfen zu haben. Schiller, Goethe, Kleist (man bedenke, wie sehr Kleist zu spielen damals noch ein Wagnis war!), Calderon, Lessing, Shakespeare wurden wieder die Ecksteine der Bühne.

In Düsseldorf selbst eroberte sich Immermann bald neben Schadow den Ehrenplatz unter den Künstlern. Wie um Schadow die Maler, gruppieren sich um ihn die Literaten. Auf Collenbachs Gut, hinter blühenden Gärten und Hecken war seine Residenz. Und wie die jungen Künstler bei Schadow im Feiertag zu erscheinen hatten, so hielt auch Immermann auf Zeremonie. „Haben Sie sonst noch Geschäfte in Weimar?“ so hat bekanntlich Goethe Heine abgefertigt, als er von seinem Faustprojekt zu sprechen wagte — und so ähnlich, nur etwas weniger grob, hat Immermann den sanften, stillen Robert Reinick abgefertigt, als er sich submissiv ebenfalls als Poeten zu bezeichnen wagte. Wie die Oberhofidylle, dieses ganz im deutschen Erdboden wurzelnde Stück Wirklichkeitsleben, umkreist und um-

sungen ist von den tollen, romantischen Phantasmagorien des „Münchhausen“, und wie Immermann in seiner Seele mit heißem Bemühen nach einem festen Halt inmitten der auch in ihm wirbelnden, fliehenden Träume suchte, so sah er sich auch in Düsseldorf umgeben von dem Geist der Romantik, dem er selbst verwandt war und dem er sich doch immer wieder zu entziehen versuchte. Es lockte und reizte ihn so sehr, sich in die Gesellschaft der Maler zu begeben, ihre bunten Feste mit ihnen zu feiern und selbst mitschaffend am Werke zu sein, und doch suchte er, wenn er sich weit genug in den romantischen Strudel hinausgewagt hatte, wieder nach festem Boden unter den Füßen. So sind die Memorabilien Immermanns, in denen er die Düsseldorfer „Anfänge“ beschreibt, zerrissen von dem Zwiespalt. Am schärfsten kommt das in seinem Urteil über Schadow zum Ausdruck. Manch wunderliches Disputieren haben nach Immermanns Zeugnis die Kastanien im Hofgarten und die Wellen des Rheins gehört, wenn die beiden über Gott und die lieben Heiligen zankten, und manches noch viel kräftigere Wort werden die vier Wände der eigenen Behausung gehört haben, wenn die beiden Gebieter über einander im engeren Kreis das Urteil fällten. Dem Niedersachsen Immermann war der schmachtende, unmännliche Zug der Schadowisten ein Greuel, und Schadow wieder fand in Immermanns nüchternem Glauben zuviel wesensfremde Züge, als daß er ihm innerlich sich hätte nähern können. Und doch sind beide verwandter gewesen als es scheinen mag. In ihrer Art, sich zu geben und ihr stark entwickeltes Selbstgefühl im Verkehr mit den Mitmenschen zu betonen, in ihrer brüsken Manier, ihre künstlerische Anschauung zur Norm zu erheben, liegt so viel Gemeinsames. Der preussische Beamte hat in beider Rock gesteckt, und was sie geleistet haben, ist nicht zuletzt das Ergebnis einer Organisation, einer auf verhältnismäßig engem, künstlerischem Grund desto fester gefügten und gebauten Organisation. Nur hatte Schadow das Glück einer

staatlichen Stütze, während Immermanns Unternehmen auf die Opferfreudigkeit der Bürger angewiesen war. Wie man ihn damals allzufrüh verlassen hat und er sich gezwungen sah, ein Unternehmen, „das bestimmt schien, in die Reihe der rheinischen Kulturanstalten miteinzurücken“, zu zertrümmern, ist eine der schmerzlichsten Erinnerungen Düsseldorf's. Senken wir den Vorhang über seiner Bühne mit den Worten, die Immermann seinem Werk wie ins Grab nachgerufen hat:

Das ist das Leben! Plötzlich küßt ein Hauch
Des Glücks die volle Knospe auf. Die Blüte
erschließt sich, lacht — und welkt.
So war auch unser Glück, in eurer Mitte
Uns untrer bunten Tätigkeit zu freun,
Nur ein Moment. Kaum glich so manches schroff
Mistönende der ersten Zeit sich aus,
Kaum fügten sich zu einem Bau die Steine
harmonisch ineinander, alsobald
Zerschlägt die Not das Werk mit rauher Hand.“

Und doch ist sein Werk nicht tot. Noch spricht seine Stimme. Spricht in den Worten Christian Dietrich Grabbes, des Dichters aller Zerrissenheiten, der damals durch dieses behäbige Biedermeierleben wie eine den Phantasien E. L. A. Hoffmanns entlaufene Spukgestalt als Bürgerschreck gegangen ist. Schon seine Ankunft in Düsseldorf ist ja eine Groteske für sich. Wie er in dem Gasthaus, in dem er abgestiegen ist, ein ungeheiztes Zimmer vorfindet und mit frostzitternden Händen und klappernden Zähnen im Hemd umherrennt und tausend Flüche gegen die Wände wirft und die Kellner wie Napoleon seine Soldaten anschreit und Immermann, den Freund, der ihn hergerufen hat, mit einem Kübel tollster Redensarten überschüttet. Wie er sich endlich dann bereit findet, Immermann in die von ihm gemietete Wohnung zur Ritterstraße zu folgen. Einen seltsameren Zug hat wohl Düsseldorf nie gesehen. Man stelle sich nur vor: voran ein Karren mit dem Koffer, dem Mantelsack und dem

baumelnden Auditeurdegen, dem letzten Zeugen einer bürgerlicheren Vergangenheit, und hinterher Immermann und Grabbe, das seltsame Paar. Da geht in gerader Haltung und peinlich sauberer Kleidung Immermann, der korrekte Beamte, und neben ihm schwankt Grabbe, dem die Beine wie zwei Fragezeichen vom Oberkörper baumeln, dem die Bartstoppeln um Kinn und Mund wie Stacheldraht starren und dem die Arme ungeschlachtet und ungelentig, als gehörten sie gar nicht ihm, an der Seite hängen. Und die ihn sehen, die ahnen wohl nicht, daß aus diesem Hirn die Gedanken, so schön und glänzend wie Sternschnuppen, die am Himmel aufleuchten und verlöschen, auf die Erde kommen, daß über diesem schlaffen Mund, diesem sich scheu verkriechenden, unteren Teil des Gesichts sich die Stirne Shakespeares wölbt und unter ihr in großen, weiten Augenhöhlen zwei Augen tief wie der blaue Himmel strahlen. Sieht man ihn auf der Straße, dann denkt man wohl an einen Landstreicher oder an ein verfallenes Gemäuer, über dem die Regenwolken hängen. Aber nicht auf der Straße und nicht bei Tage darf man ihn sehen. Nur am Abend, wenn er vor der schimmernden Schöne der leuchtenden Bühne sitzt, wenn all die Nerven, die am Tag matt und schlaff sind, sich spannen, wenn die Freudenfeuer sich anzünden in dieser königlichen Seele und es durch diese Augen wie durch die Fensterhöhlen von Ruinen flackert und glänzt. Oder man muß ihn sehen, wenn er hinter seinem Schreibtisch die Gestalt des „Hannibal“ aus der Unterwelt heraufbeschwört und die Schneeflocken tanzen läßt um seinen einäugigen Riesen von Karthago, der von den Puniern wie Simson von den Philistern geblendet wird. Oder man muß ihn sehen, wenn er als Düsseldorfer Theaterzensent all die zarten, feinen Zwerglein, die des Publikums Lieblinge sind, zwischen die Finger nimmt und zerdrückt. Freilich, das alles sind nur Stunden und Minuten, in denen die alte Kraft noch wohnt, und nur dem Schein der Kerze gleich, die vor dem Verlöschen noch einmal hell aufstrahlt. Zu tief



Die goldene Brücke.

Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf, phot.

hat sich schon die Krankheit in diesen armseligen Menschenleib eingebissen, zu tief hat es diesen verirrtten Schönheitsucher schon hinabgezogen in den Unrat. Da treibt er sich in der Nacht in Spelunken herum und murrst und knurrt hinter einem Glas Wein gegen Gott und die Welt und nistet wie eine Eule im Gemäuer im tiefen Schatten seiner dunklen Traurigkeit. Bis er an einem Maimorgen aus den Toren Düsseldorf's herauswandert und seiner Heimat zuschreitet, in der er sich zum Sterben niederlegen will. Erloschen in ihm sind die Flammen, nur ein Wunsch steht noch wie ein Sternenmeer über ihm, ein Verlangen, in dem einen Werk, von dem er weiß, daß es sein letztes sein wird, noch einmal seine Dichtung wie das Blut aus geöffneten Adern verströmen zu lassen: Die eine Sehnsucht, das letzte deutsche Lied von der „Hermannsschlacht“ zu singen. Unter den dunklen Kronen der Eiche im Teutoburger Wald sollen seine Melodien wieder in ihm erwachen . . . und dann mag sie der Wind verwehen über die Bäume der Heimat fort ins weite, weite Land als seines Dichters letzten Gruß. So kommt er nach Hause, ein armer, müder Mann, und singt sein Schwanenlied und wartet und wartet auf den Erlöser Tod, der am 12. September 1836 in seine Kammer tritt und aus ihrem häßlichen, zerrissenen Gehäuse die Seele erlöst und sie über die Berge fort zu reineren Gefilden trägt. . . .

Ob wohl einer auch in Düsseldorf eine Träne geweint hat um den Mann, der durch die Mitwelt ging, einsam mit flammender Stirn, ein Poet? Wer will es wissen? Nur dies wissen wir, daß der, dessen Herz sich am ehesten zusammengekrampft hätte über Grabbes Tod, vor ihm ins Grab hatte sinken müssen: Norbert Burgmüller, der Musikus. Wenn längst sich der Schwarm verlaufen hatte und im „Drachensfels“ das letzte Licht auf dem Tisch brannte, dann saß Grabbe, dessen Gestalt aus dem altmodischen, grauen Frack wie ein Gespenst herausah, der junge Burgmüller gegenüber. Sie brauchten sich nicht zu unterhalten,

die beiden Einsamen. Denn auch in Burgmüllers Seele wogten und fluteten die Löne, und auch er brauchte nur in sich hineinzuhorchen, um Melodie auf Melodie in sich aufsteigen zu fühlen. So konnten die beiden oft eine Stunde schweigend einander gegenüber sitzen, bis der eine plötzlich dem andern wie in stillem Verstehen die Hand drückte oder Burgmüller das Lied vom „Prinz Eugen“ anstimmte, Grabbes Lieblingslied, das er dann mit seiner schweren, westfälischen Stimme begleitete. Aber das Leben hat auch diesen Bund nicht segnen wollen. Wie über Nacht war plötzlich die schlanke, junge Säule, die das Werk Norbert Burgmüllers in blaue Höhen tragen sollte, jäh geborsten, und als Grabbe sich eines Morgens den Schlaf noch aus den Augen rieb, kam ihm die Kunde vom Tod seines Freundes. Nach Aachen war er gereist und nicht wieder gekommen. „Norbert,“ so hat ihm der Schmerz Grabbes damals nachgerufen, „Norbert, du hast dein Wort schlecht gehalten, bist weiter gereist und kommst nicht wieder, starbst am 7. Mai, welcher diesmal für jeden, der dich kannte, kein Wonnemonat ist.“

Erst später, durch Robert Schumann, hat Deutschland diesen jungen Burgmüller kennen gelernt. Die Biedermeierzeit hat nichts von ihm gewußt. Die hatte andere Götter, die sah in Meyerbeer den Gipfel wie viele unter uns in Richard Strauß. Neben Meyerbeer sich durchzusetzen, war nur wenigen beschieden. Mendelssohn-Bartholdy gehörte zu den Glücklichen. Er stand ja dem Herzen dieser Zeit so nah. Auch die Düsseldorfer (an Zimmersmanns Theater war er Kapellmeister) haben ihn vergöttert. Den Glanz der niederrheinischen Musikfesten, die um die liebliche Pfingstzeit stattfanden und noch stattfinden, hat sein Name und sein Werk durch Uraufführungen wie z. B. des Oratoriums „Paulus“ erhöht. Trotz des späteren Bruchs mit Zimmersmann haben sich wenige fremde Künstler so in das rheinische Treiben eingelebt und eingefühlt wie er. Und wer einmal so ganz dieses köstlich stille Düsseldorf der Biedermeierzeit

genießen will, der muß die frisch und naiv hingeplauderten Briefe lesen, die Mendelssohn zu Vater und Freunden nach Berlin und Leipzig geschickt hat. Da glaubt man diesen klugen dunkellockigen Kopf wieder über dem Briefpapier gebückt zu sehen oder über dem Orchesterpult, wo der Herr Kapellmeister mit den Düsseldorfer Musicis, weiß Gott, seine liebe Not gehabt hat. Der Vorgänger, der alte, dicke Burgmüller (Norberts Vater) hatte dieses Orchester ja wie eine schöne Idylle hinterlassen. Oft genug war es vorgekommen, daß die Musicis, die auch damals schon recht temperamentvolle Leute gewesen sind, sich unter den Augen ihres Kapellmeisters verprügelten oder in schöner Eintracht mitten in der Vorstellung das Weiterspielen vergaßen und einer schönen Sängerin Beifall klatschten. Da war es nicht verwunderlich, daß selbst einem so sanften Herrn wie Mendelssohn die Galle überlief und er in der Egmontprobe gerade bei der Stelle „glücklich allein ist die Seele, die liebt“ eine Partitur aus Ärger über die dummen Musicis entzweischlug . . . „und darauf spielten sie gleich mit mehr Ausdruck. . .“ Ansonsten aber sind auch Mendelssohns Tage in Düsseldorf friedlich und ohne viel Aufregung dahingegangen; seine liebsten Kameraden waren die Maler, mit denen er so manches Fest gefeiert hat und an deren prächtigen Baßstimmen sein Musikerherz sich in der Kirche und beim Wein so oft gelabt hat. Wie hüpfen ihm die Worte so vergnügt auf dem Papier, wenn er von seinen Feierstunden mit diesen Malern spricht, von einem Frühlingsabend oder von einer Kirchweih: „Heut ist Kirmes. Das heißt, ganz Düsseldorf trinkt Wein. Nicht, als ob's das nicht jeden andern Tag auch täte, aber es wird getanzt (in der gräßlichen Hitze) und gejubelt und sich betrunken und wilde Tiere gezeigt und Puppenspiel und Waffeln auf offener Straße gebacken.“

Wie anders, ach, wirkt da das Zeichen Robert Schumanns auf uns ein, der nach Mendelssohn und Ferdinand Hiller den Laktstock über das Düsseldorfer Orchester schwang. 1850 war

er nach Düsseldorf gekommen, begleitet und behütet von seiner tapferen Frau Clara, die an seiner Seite den schweren, schweren Weg über die Dornen, die das Geschick Robert Schumann allzu verschwenderisch unter die spärlichen Rosen gestreut hatte, gegangen ist. Mit Blumen und Kränzen hatte man ihn empfangen, doch Blumen und Kränze waren schnell verwehlt. Wohl schätzten und liebten die Düsseldorfer den Komponisten Schumann, aber der Dirigent Schumann blieb ihnen fremd. Und man tut doch nicht recht, das Publikum deshalb anzuklagen, ebensowenig wie man auf Robert Schumann all die Argerlichkeiten und Mißverständnisse jener Zeit wird abwälzen wollen. Er stand schon damals in eines andern Herrn Pflicht, eines Daimonions, das ihn unruhig und unstät machte, das ihn von Straße zu Straße trieb und ihn jeden Augenblick die Wohnung wechseln ließ, das ihm die Sinne durcheinanderwirbelte und ihm vor der Zeit das Haar um die Schläfen ergrauen ließ: jener Unrast, die ihm tags in den Ohren in wilden Klängen sauste und brauste und nächstens seine Träume in Fetzen riß und um ihn toste wie Winde um ein einsames Haus am Meer. Bis der gequälte und gehetzte Mann sich eines Morgens wie ein Dieb aus der Wohnung schlich und sich in die Fluten des Rheins stürzte, der letzten Erlösung, die ihm noch offen stand. Aber selbst die Fluten des Rheins waren grausam gegen Robert Schumann und gaben ihn dem Leben, das ein Leben in Wahnsinn wurde, zurück. Und vielleicht war das die tragischste Stunde, die je über einem Künstlerdasein stand, als den Wagen, auf dem der Unglückliche in sein Haus gefahren wurde, eine Geßenschar lachend und lärmend begleitete. Man denkt an Rethel: Der Tod, als Domino verkleidet, spielt den Menschen auf, die sich winden unter dem Taft seiner Weisen. . . .

*

*

*



Brunnen im Hofgarten.

Julius Sohn, Hofphotograph, Düsseldorf, phot.

Aber nichts dringt herauf von alledem zu den Thürmen der Stadt. Die schauen und schauen nur auf die Wolken, die ihre weißen Segel aufziehen im blauen Meer und vorüberschaukeln im losenden Wind. Die lieben nur die goldene Sonne, die ihren schimmernden Saum um Dach und Zinne spannt, und den bleichen Mond, der ihnen zur Nacht die Grillen vertreibt.

Zu ihren Füßen das Städtchen. Still und stumm wie rings das Land. Steigt aber der Morgen auf und erwachen in den Bäumen des Hofgartens die Vögel, dann öffnen sich die Tore der Stadt und, trari, trara, läßt der Schwager sein Posthorn schallen, und die Peitsche knallt, und nach Nachen, nach Krefeld, nach Duisburg, nach Elberfeld trabt das Rößlein die Straße. Der Bäcker zieht sein Brot aus dem Ofen, der Schneider faltet wieder die Beine auf dem Tisch, der Schlosser rückt den Amböß zurecht, der Steinmetz zieht den Arbeitsrock an, der Fuhrmann stößt beim ersten Schnaps den ersten Fluch aus, und der muntere Seifensieder singt sein Lied, das den reichen Mann aus dem Bett treibt. Die Fabriksglocken rufen zur Arbeit. Die Wagen-, die Seifen-, die Likör-, die Feder-, die Rammsfabriken, die Tuchmanufakturen, die Färbereien, die Bleiweiß- und Bleizuckerfabriken hallen wieder vom werktätigen Leben, und auch die Fabriken, die den berühmten „Düsseldorfer Mostert“ in die Welt hinaustragen, tun ihren Senf dazu. Wen aber das Geschick zum Beamten auserkoren hat, der wandelt still und gefaßt seinem Bureau zu, über dem so umständliche Titel stehen wie diese: „Das Direktorium der bergischen Feuerversicherung“, „die Inspektion des Land-Wege- und Wasserbaues“ oder „das Stempelfiskalat für den ostrheinischen Teil des Düsseldorfer Regierungs-Bezirks“, Titel, aus denen allein schon zu entnehmen ist, daß es auch in Düsseldorf damals wie in Kogebues Kleinstadt eine „Frau Ober-Floß- und Fisch-Meisterin“ eine „Frau Stadt-Accise-Cassa-Schreiberin“ und einen „Bau-Berg und Weginspektors-Substitut“ gegeben haben wird. Wer es aber noch nicht

so weit gebracht hat und nur erst auf den Staffeln steht zur höchsten Macht, der geht (wofern ihn die Technik reizt) zum architektonischen Institut oder in die Schule für die Bauhandwerker oder in die polytechnische Lehranstalt oder (wenn er zu Höherem berufen scheint) zum Königlichen Gymnasium, das außer dem Direktor acht Oberlehrer, sechs ordentliche Lehrer für Sprachen und Wissenschaften, einen Gesang- und Zeichenlehrer und 250 hoffnungsvolle Gymnasiasten beherbergt. In Summa stellt sich die Bevölkerungszahl auf 27 000, unter denen das schwächere Geschlecht einen Überschuß von 1000 schönen Seelen aufweist. Für das geistige Wohl sorgen vier Buchhandlungen, eine Musikalienhandlung, drei Lesebibliotheken, vier öffentliche Blätter, für die Unterhaltung gibt es außer den Malerzirkeln die Resource im Weilerschen Hause am Friedrichplatz, die Kaufmannsgesellschaft, auch Parlament genannt, die Casinogesellschaft u. a. Was Gostys Conditorei für Berlin, war für Düsseldorf das Kaffeehaus von Lacomblet und Dörr am Markt, wo man neben Kaffee und Kuchen auch eine Auswahl von Journalen und Zeitungen fand. (Wie wichtig ein solches Kaffeehaus besonders für die literarisch interessierten Kreise in der Biedermeierzeit gewesen ist, mag man zur Probe nur einmal bei Heine nachlesen, der in seinen „Berliner Briefen“ mit der Gewissenhaftigkeit eines Reporters feststellt, daß bei Reichmann zwar die Bonbons gut, aber in den Kuchen zuviel Butter sei, bei Zagor die Bedienung zu langsam sei und so fort.) Die Gasthöfe Düsseldorfs werden gerühmt, wenngleich es damals in diesem Punkt wohl auch nicht besser bestellt war als in München und Berlin, wo die Beschwerdebücher (wenn es solche gegeben hat) mit jeder Nacht um viele Seiten hätten anschwellen müssen. Raum für größere Gesellschaften bot Beckers Lokal, in dem jeden Sonntag eine Kapelle ihre Weisen erschallen ließ. In ihrem Äußeren hatte sich die Stadt wenig verändert. Straßen gab es 43 und 5 öffentliche Plätze: den Markt, den Karlsplatz

(für Militärparaden und Jahrmärkte), den alten Parade- oder Friedrichsplatz, den Burgplatz mit der Hauptwache und den Exerzierplatz hinter der Kaserne.

Auch als eine billige Stadt gilt Düsseldorf. „Zahlen beweisen“, pflegte der alte Benzenberg, der erste rheinische Liberale, zu sagen (darin hat er manche Ähnlichkeit mit Eugen Richter, der auch Düsseldorfer war), und zum Beweis können wir seine eigenen Zahlen aus seinem Wirtschaftsbuch, das er zu Nutz und Frommen seiner Freunde hat drucken lassen, hierher setzen. „Düsseldorf ist sehr wohlfeil“, so beginnt es. Und man kann aus ihm ersehen, daß unser Astronom und Politiker nicht nur hoch zu den Sternen, sondern auch sehr gern und sehr tief in das Glas und die Kochtöpfe gesehen hat, denn er verzehrte zu Mittag:

Mittageffen	1 Egr.	6 Pf.
Gemüse		6 Pf.
Weißbrod		4 Pf.
Obst		6 Pf.

In Summa 3 Egr. 10 Pf.

Und behaglich ruft Benzenberg nochmals „Düsseldorf ist sehr wohlfeil“.

Du entschwindene Stadt im weiten niederrheinischen Land, du unserer stilleren Väter Entzücken, noch ist ja die blühende, goldene Zeit. . . .

Noch wandert auf Schusters Rappen, das Ränzlein auf dem Rücken, den Stab in der Hand der Wanderbursch durch das träumende Land. Noch hallt sein Sang in grünen Wäldern rauschend wider. Noch läßt in der lieblichen Maiennacht unter Silberwölklein der Postillon die Geißel knallen, noch schallt von flinker Rosse Hufe Schlagen das blühende Revier, und niemand als der Mondenschein wacht noch auf der Straßen. Noch gilt der Mensch allein.

Aber bald ist es Tag und der schöne Traum zerronnen. Bald rattert und knattert die Maschine, wo jetzt noch der ehrsame Meister mit dem auf Treu und Handschlag gedungenen Gesellen in der Werkstatt steht. Bald zieht vom Rhein der Dampf in dichten Wolken über das Land, und das Wunderschiff, das zum erstenmal von Paris nach Rouen die Wellen der Seine zerschnitten hat, verbindet bald die fernen Meere. Bald wird jenes „beherzte Alleinförteilen der Höllenmaschine“, wie ihr die erste Eisenbahn getauft habt, auch euch und euer Leben beheren. Und wo jetzt weit, weit ab in der Werkstatt Krupps die ersten Hammerschläge fallen und in Sterkrade der erste Hochofen der „Hoffnungshütte“ aufloht in das Dunkel, wird bald ein zweiter, ein dritter, ein vierter erglühen, bis zur Nacht der ganze Himmel sich rot färbt und Freudenfeuer ringsum leuchten und strahlen, Johannisfeuer eines neuen, in Ruß und Rauch nach der funkelnden Krone der Arbeit jauchzend verlangenden Geschlechts....



VII. Intermezzo: Die Revoluzer.

Unter Wehen und Schmerzen wurde die neue Zeit geboren. Der Märzwind lief über das Land. Sang den Schläfern zur Nacht verlockende Lieder. Und trug Funken über den Rhein, rot wie das Blut und golden wie die Freiheit. Gefährliche Verführung für das lustige, lebhaftes Völkchen am Rhein, das den Wandel liebt und das freie Bürgertum und das spottende Wort.

Aber die Düsseldorfer sind der Niederländer Nachbarn. Sind schon etwas ruhiger wie die Kölner, die mit flatternden Fahnen vor das Rathaus ziehen und Forderungen des Volkes überbringen, und etwas weniger leidenschaftlich als die Bewohner Mannheims oder Karlsruhes, die das Musterländle in Aufregung setzen. Noch fordert man nicht in Düsseldorf, man bittet nur. Macht einen Bückling hier und macht einen Bückling da und petitioniert und schreibt die Aktenbogen herauf, herab von Gesetzgebung und Verwaltung durch das Volk, Rede- und Pressfreiheit, Arbeiterschutz. Il faut être là, man ist dabei gewesen. Redet sich wohl auch hinter einem Glas Bier die Ohren taub und macht brummige Bemerkungen, wenn irgendein Soldat den Schnurrbart gar zu herausfordernd heraufgezwirbelt hat, und drückt dem Arbeiter in stiller Sympathie die schwielige Faust.

Da draußen aber fallen die ersten Schüsse. Blut rinnt durch die Straßen Berlins. Es grollt der Boden im bergischen Land. Leuchtende Wetter dann und wann.

Schwüler wird auch in Düsseldorf die Luft. Löst der Trunk

die Zungen, dann wird lang Verhaltenes frei. Nicht gut ist für den Friedliebenden der Aufenthalt in der Schenke am Sonntagabend. Schon weiß man sich zu erzählen, daß in Außenbezirken Zivil und Militär sich die Köpfe blutig geschlagen haben, daß Scharen von zehn, zwölf Männern die schwarz-rot-goldne Fahne aufhissen wollten auf den Kirchtürmen der Stadt. Auch eine Bürgerwehr ist gebildet, acht Kompagnien stark.

Aber das Kommando bei der Bürgerwehr heißt vorläufig noch: „Immer langsam voran.“ Einen Schoppen stechen sie vorläufig doch noch lieber als einen Reaktionär. Und allerlei seltsame Ideen laufen in diesen mit politischen Ideen vollgestopften Köpfen funterbunt durcheinander. Da schwärmt man wie früher für das unterdrückte Griechenland jetzt für Schleswig-Holstein meerumschlungen. Helfen will man ihnen gegen die Dänen. Ein Ausschuß, an seiner Spitze der Präsident der — Karnevals-gesellschaft und der — Schützenkönig, rüstet eine Freischar von 52 Düsseldorfer Jünglingen mit Waffen, Tornister und grauer Uniform aus. Gibt ihnen vor dem Sterben ein gemütlich verlaufenes Abschiedsfezt und geleitet sie dann unter den Klängen der Musik und den Rufen einer unübersehbaren Menschenmenge an den Bahnhof und wartet dann daheim auf die Siegesnachricht, bis nach acht langen, langen Tagen die enttäuschten Krieger wieder in ihrer Vaterstadt ankommen mit der Meldung, sie seien wegen mangelhafter Ausrüstung wieder zurückgeschickt worden.

So sahen die Düsseldorfer, die vorläufig nicht viel mehr wissen, als daß sie schrecklich aufgeregt sind, mit einem lachenden und einem weinenden Auge den Zeitereignissen zu.

Ernsthafter erst wird die Bewegung, als zwei hervorragende Männer, damals Gäste Düsseldorfs, Einfluß erhalten: Lassalle und Freiligrath. Durch den Kassetten-Prozeß der schönen Gräfin Hatfeld, der der Dreiundzwanzigjährige wie ihr Schatten folgt, ist Lassalles Name am Rhein in aller Mund. Aber noch hält er



Bergedorf.

Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf, phot.

sich klugerweise im Hintergrund. Im Volksklub, der bei Stübben am Bahnhof tagt, ist er still bei der Arbeit. Während die seltsam verschwärmte Gräfin sich schon dann und wann dazu hinreißen läßt, vom Balkon ihres Hauses in der Elisabethstraße zur Menge zu reden, und sich in ihrer Führerrolle mit weiblicher Eitelkeit gefällt, verläßt Lassalle noch nicht die Kulissen. Durch die Zettel und Anschläge des Volksklubs spricht er zu den Massen. An den Straßenecken erscheinen Plakate mit flammenden Aufrufen „an unsere Brüder in den deutschen Armeen, an die preußische Nationalversammlung in Berlin, an die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt“. Doch der Rassettenprozeß ruft Lassalle eine Weile von Düsseldorf weg und lähmt die Agitation des Volksklubs. Der demokratische Verein gewinnt um so mehr an Boden. Ein deutsches Einheitsfest wird aus Anlaß der Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser gefeiert. „Der Turnverein“, so berichtet Herchenbach, der getreueste Chronist dieser Tage, „hielt öffentlich Schauturnen, Leben herrschte allenthalben. Auch die Schulmänner tagten; alle Elementarlehrer, die etwas auf dem Herzen hatten, versammelten sich unter dem Vorsitz des Landrats von Frenz in der Marschule und sprachen frisch von der Leber. Überhaupt wurde jedermann so zu sagen ein öffentlicher Redner. Wer nirgendwo recht ankommen konnte, betheiligte sich an Kazenmusiken, und so waren alle öffentlich beschäftigt. Selbst an Kinderfesten fehlte es nicht.“ Eine besondere Gabe brachten die Künstler, die eine Kolossalstatue der Germania errichteten. „Bürger und Soldaten waren heute ein Herz und eine Seele. Überall wanderten sie Arm in Arm einher, und die Bürger machten sich eine Freude daraus, die Soldaten zu bewirthen. Die Freuden dauerten in frischem Zug bis zum Abend. Mit dem Anbruch der Dämmerung stiegen Raketen auf, sie gaben das Zeichen zum Sammeln für den Fackelzug. Aus dem Hofgarten herauskommend, sahen die fröhlichen Menschen die vom Maler Carl

Sohn entworfenene 15 Fuß hohe Figur der Germania mit hoch-
erhobenem Schwerte und auf den riesigen Schild gestützt im
Glanze der untergehenden Sonne, das Gesicht der Stadt zu-
gewendet.“ Ein Festzug aller Bundesstaaten beschloß den Abend.
Wie ein Rausch hatte es die Bürger ergriffen. Einen Abend und
eine Nacht sahen sie den schönen Traum von des deutschen Reiches
Einigkeit und Herrlichkeit. Einen Abend und eine Nacht. Dann
zerfiel in Wind und Wetter der gebrechliche Stoff der Ger-
mania. . . .

Aus einer anderen Richtung kam nun der Alarm. Ein Trom-
petenstoß, geschmettert durch die stille Stadt mit einer Wucht,
die dem letzten Schläfer in die Ohren drang: Ferdinand Freiligrath,
der Trompeter der Revolution, hatte ihn geblasen. Schon in Eng-
land hatte es ihm unter den Nägeln gebrannt vor Ungeduld:

„Die Thräne springt ins Auge mir
In meinem Herzen singts: mourir
mourir pour la patrie“

sang es aus ihm, als die Kunde von der Februarrevolution aus
Paris zu ihm drang. Hatte dann die Kontorbücher zugeklappt
und war nach Deutschland geeilt und hatte in Düsseldorf, am
Windschlag Nr. 275, sein Quartier aufgeschlagen. Lange Zeit
hörte man kaum von seiner Anwesenheit. Um so heller und
lauter klang sein plötzliches Rufen, das Rufen der „Toten an
die Lebenden“.

„D steht gerüstet! Seid bereit! D, schaffet, daß die Erde
Darin wir liegen strack und starr, ganz eine freie werde!
Daß fürder der Gedanke nicht uns stören kann im Schlafen:
Sie waren frei: doch wieder jezt — und ewig — sind sie Sklaven.“

In 9000 Exemplaren war das Blatt geflattert von Haus
zu Haus, in 9000 Herzen hatte das Wort ein lautes Echo ge-
funden. Die Antwort der Regierung war die Verhaftung Freiligr-
raths. Eine gewaltige Erregung zitterte in der Bürgerschaft.

Am 4. Oktober, dem Tage der Gerichtsverhandlung, war die ganze Stadt auf den Beinen. Unter ungeheurem Andrang wurde die Anklageschrift, dann das Gedicht selbst verlesen. Mit lautem Bravo wurden besonders deutliche Stellen wie diese: „Die rote Fahne läßt er wehen hoch auf den Barrikaden“ aufgenommen. Es war klar: Hier stand nicht ein einzelner, hier stand das Volk vor der Anklagebank. Die Geschworenen vielleicht mit. . . .

„Nicht schuldig“ lautete der Spruch. Tief hat sich das in das Gedächtnis der Düsseldorfer eingegraben. Noch heute erzählen uns die Letzten unter ihnen davon: wie die Schuljungen unten vor dem Gerichtsgebäude warteten und ihre bunten Mützen schwenkten, als sie den „Märtyrer des Volkes“ sahen, wie ein Bürgerwehrmann den Kranz, den man Freiligrath dargeboten hatte, aufs Bajonett spießte und ihn über das Haupt des Befreiten hielt, wie man den dunkellockigen, überglücklichen Mann im Triumphzug heimgeleitete, ihm zujubelte, ihm Lieder sang, wie am Abend die Lichter erglüheten vor seinem Haus und Fackelschein zu ihm aufstrahlte, wie Tage nachher in allen Buchhandlungen sein Porträt, seine Gedichte und seine Prozeßgeschichte auflagen.

Dem Volksklub war das natürlich Wasser auf die Mühle. Demonstrationzüge, vom roten Banner umflattert, von Lassalle und der Hatzfeld geleitet, gingen die Straße nach Gerresheim. Am Geburtstag des Königs prangte am Mast eines Kohlenschiffs auf rotem Grunde die Inschrift „Nur nicht ängstlich“. Jeder kleine Stein, in das äußerlich noch ruhige Gewässer geworfen, zieht weite Kreise.

Bis die Kunde von den Tumulten in Berlin die stille Fläche ganz zerreißt. Ein Herz und eine Seele fühlen sich die Düsseldorfer Bürger mit der Nationalversammlung, die wegen der Steuerverweigerung in den schwersten Konflikt mit der Regierung geraten ist. Ein Freikorps will man bilden, um es nach Berlin

zu Hilfe zu schicken. Die Bürgerwehr wird in Permanenz erklärt. Eine regelrechte Parade wird auf dem Karlsplatz abgehalten, die Flinte über der Schulter, das Käppi aufgestülpt ziehen die Freiheitskämpfer an Weib und Kind vorbei, hinter ihnen drein die Scharfschützen, die Fleischer mit ihren Beilen, die Sappeure, die Kavalleristen und die Gerresheimer als Kanoniere. Die Mauern scheinen zu niedrig geworden zu sein für all die Plakate, die Wünsche und Forderungen in die Welt hinausgeschreien, die Tribünen zu eng für all die Redner, die dem Nachbar Mut zusprechen, die Wirtshäuser zu klein für all die Kannegießer, die jeden Abend die Landkarte Deutschlands anders gestalten. Von Stunde zu Stunde wächst die Aufregung, die Steuerverweigerung ist das erste, selbstverständliche Bürgerrecht geworden.

Die Antwort der Regierung ist die Verhängung des Belagerungszustandes. Alle Vereine werden aufgehoben, alle Versammlungen verboten, alle öffentlichen Plätze mit Infanterie, Kavallerie, Artillerie besetzt. Durch die Gebüsche im Hofgarten blinkt der Lauf der Geschütze. Das Theater wird geschlossen, Bälle und Konzerte werden abgesagt. Die Bürgerwehr wird aufgelöst. Düsseldorf ist eine tote Stadt. Nur die Schritte der Patrouillen, die Tag und Nacht die Straßen durchziehen, hallen auf dem Pflaster. Dann und wann nur unterbricht ein Zwischenfall, bei dem Militär und Zivil sich die Köpfe blutig schlagen, das eintönige Einerlei. Da Zeitungen fehlen, durchschwirren die seltsamsten, von künftigen Massakern flüsternden Gerüchte die Stadt. Haussuchungen werden abgehalten, der Bürgerwehr werden die Waffen abgenommen — und es stellt sich heraus, daß in summa 17 dieser Mordinstrumente, die ein schlauer Kaufmann der martialischen Wehr verhandelt hatte, im Ernstfall wirklich geknallt und geschossen hätten. *Risum teneatis, amici...* Aber alle machten sie noch ein ernstes Gesicht, die strengen Behörden und die roten Revolutionäre. Bis sich die Weihnachtszeit still und unvermerkt einschlich in die Herzen der Regierungsräte



Motiv aus Alt-Düsseldorf.

Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf, phot.

und der Volksaufwiegler, und die Schneeflocken niedersanken auf Dach und Stein und eine weiße, weiße Decke zogen über die rote, rote Stadt und die Weihnachtslieder klangen statt des Barrikadengeschreis. Da schien es, als sei über Nacht der Schlaf gekommen und habe General und Rekrut, Bürgermeister und Arbeitsmann die Mühe über die Ohren gezogen und sie träumen lassen von Dingen, die so viel schöner waren als Straßenkämpfe und Volksversammlungen und Paragraphen und Strafen. . . .

Und wie sie sich im neuen Jahr den Schlaf aus den Augen rieben, da fanden sie ein Edikt, das dem Belagerungszustand ein Ende machte und dem St. Sebastianus-Schützenverein seinen verehrten Chef Lorenz Cantador, der im Kerker schmachtete, zurückgab und vielleicht auch diesem oder jenem Bürgerwehrmann seine geliebte Flinte wiederschenkte, an der er ja doch noch stundenlang herumbastelte, ehe überhaupt eine richtige Kugel daraus hervorsprang und ein Loch in die Luft schoß.

Und wer weiß, ob nicht die ganze Revolution in Düsseldorf friedlich mit ein paar Tränen wie ein sanft entschlafenes Großmütterchen begraben worden wäre, wenn nicht wieder der März, der gefährliche März aufgesprungen und über die Lande gefegt und den Bürgern von den Geschehnissen in Berlin, von verlachten Forderungen und der Auflösung der zweiten Nationalversammlung erzählt hätte. Von Elberfeld und Barmen, hieß es, sollte eine Deputation kommen und Einspruch erheben bei dem Regierungspräsidenten und der Regierungspräsident wolle sie nicht empfangen.

Wie ein Schuß in der Nacht klang das. Wie es gekommen war, wußte keiner zu sagen. Ganz plötzlich war es, als sei ganz Düsseldorf zum Bahnhof geeilt, habe sich dem Zug der Deputation angeschlossen und als streckten sich jetzt nicht zehn, zwanzig, nein, hundert, tausend Arme aus, um sich den Weg zu erzwingen. Da gab der Präsident nach. Am Abend aber feierten die Bürger

von Elberfeld und Düsseldorf ein Verbrüderungsfest, in dessen Verlauf „die beiden Repräsentanten des Wupperthales und Düsseldorf, hoch über den Massen stehend, sich die Hand und den Bruderfuß reichten und laut aussprachen, daß von jetzt ab das bergische Land vereint den Weg zur Erringung seiner Freiheit gehen werde“.

So schloß man zum zweitenmal die Schwerter.

Und jetzt wurde es Ernst. An einem Maiabend war es.

Gruppen werden gebildet, das Lärnhorn ruft. Das Straßenpflaster wird aufgerissen, Barrikaden getürmt. Die Glocken läuten Sturm. Die Geschütze knattern. Bis drei Uhr in der Nacht. Vierzehn Bürger im Maikampf gefallen. . . .

Da und dort tragen sie eine Leiche in das Haus. In den graublen Morgen starren die hohlen Augen der Barrikaden. Altes Gemäuer, das manches Herz vor dem tödlichen Eisen bewahrt hat, wälzt seine Steine über die Straße. Patronenhülsen und Blutspritzen zeichnen den Weg.

Die Revolution ist erstickt. Stumm wie ein Kirchhof die Stadt. Vor dem Regierungsgebäude, auf dem Karlsplatz wachen die Flinten. Wägen ziehen vom Ratingertor nach dem Markt, zwei Geschütze halten die Bahnhöfe besetzt. Laternen brennen durch die Nacht. Das Mißtrauen regiert. Jedes leise Wort wird behorcht, jeder Schritt bewacht, jedes Schriftstück durchstöbert.

Zur Szene wird das Tribunal. Vor den Schranken kommen und gehen die Bürger, die Namenlosen, die berühmt sind für einen Tag. Nur ein Name haftet: Lassalle. Seine Prozesse sind die letzte Sensation. Er braucht sie wie der Schauspieler sein Publikum. Wie funkelndes Geschmeide blitzen seine Worte. Jeden Satz formen diese immerfort tätigen Hände und geben ihn weiter durch hundert, tausend Hände. Bald spielt ein spöttisches Lächeln um seinen Mund, bald strafft eine gewaltsam gebändigte Wut seine Züge. Bald sehen diese Augen müde, verächtlich, bald sprüht und flammt es aus ihnen wie Blitz auf

Bliß. Über ihn siegen, heißt wie Pyrrhus siegen. Und nie ist Lassalle gefährlicher als auf der Anklagebank. Deshalb sucht man ihn zu isolieren, ihm sein Publikum zu nehmen. Schon ist die Affisenrede, die er vor den Geschworenen am 3. Mai 1849 halten will, gedruckt in vielen Händen. Jeder weiß, was Lassalle sagen wird, und doch möchte jeder hören, wie er es sagen wird. Da entschließt sich das Gericht, die Öffentlichkeit auszuschließen. Man geht nicht gegen den Schauspieler selbst vor, aber man tut ihm das Schlimmste an: man nimmt ihm sein Publikum. „Ohne die Öffentlichkeit schrumpft das Recht der freien Verteidigung zu einem Puppenspiel ein“ ist die Antwort Lassalles. Er verzichtet auf die Verteidigungsrede. Die Geschworenen sprechen ihn frei, wie sie Freiligrath freigesprochen hatten. Aber Lassalle wird in die Untersuchungshaft zurückgeführt, vor das Zuchtpolizeirecht gestellt und zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Sang- und Klanglos verschwindet er vom Schauplatz. . . .

Und langsam, ganz langsam zerstreuen sich die letzten Zuschauer. Noch lastet auf ihnen die Schwere dumpfen Erinnerens. „Das Pfingstfest,“ so schreibt am 13. Mai 1849 Ferdinand Hiller an Robert Reinick, „auf das sich alle gefreut hatten, ist in dieser unseligen Nacht totgeschossen worden. Wir haben Belagerungszustand, und man kann jeden Augenblick, beinahe zufällig, erschossen werden.“ Aber der Donner vergrollt. Wetterleuchten noch dann und wann, weit, weit ab. Aus der Wolke strömt der Regen, quillt der Segen. . . .



VIII. Die Großstadt.

I.

Nach Krieg und Sieg.

Noch ist die eiserne Zeit von 1870—71 mehr für uns als nur Geschichte. Noch hören wir ihre Stimme. Noch quillt das Wort, das lebendige Wort warm auf aus Soldatenherzen, noch leuchtet ihr Bild aus alten Soldatenaugen schön uns an. Aber jeder neue Tag macht eine dieser Stimmen still und stumm und bläht aus zwei Augen den Glanz der Erinnerung wie zu Ende gebrannte Kerzenlichter aus. . . . Und auch der Boden unter unseren Füßen wird mählich ein anderer. Reif steht nun die Frucht. Es rauscht und wogt, und flutende Wellen wirft der Wind. Und es neigt die volle Ahre ihr schönes Haupt und horcht dem Flüstern, das aus der Tiefe spricht von der Saat der Väter, der blutenden Saat und dem Leib der Mutter Erde, der sie gebar.

II.

Die Stadt am Rhein, über deren Pflaster der schwere Schritt der zum Schlachtfeld ausrückenden Krieger gegangen und an deren erschreckten Häuschen die Kunde von neuen Kämpfen und Verlusten wie ein dunkler Leichenzug vorübergegangen ist, diese kleine Stadt, die so groß gewesen ist in Glück und in Leid, steht nicht mehr. Aber sie ist nicht tot. Noch lebt sie im Erzählen aller, die sie wie ihre Mutter gekannt und lieb gehabt

Zwei Bilder aus Düsseldorf um 1875.



1. Eisenbahn-Übergang am jetzigen Graf-Adolf-Platz.
Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf, phot.



2. Bergisch-Märkischer Bahnhof an der Königsallee.
Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf, phot.

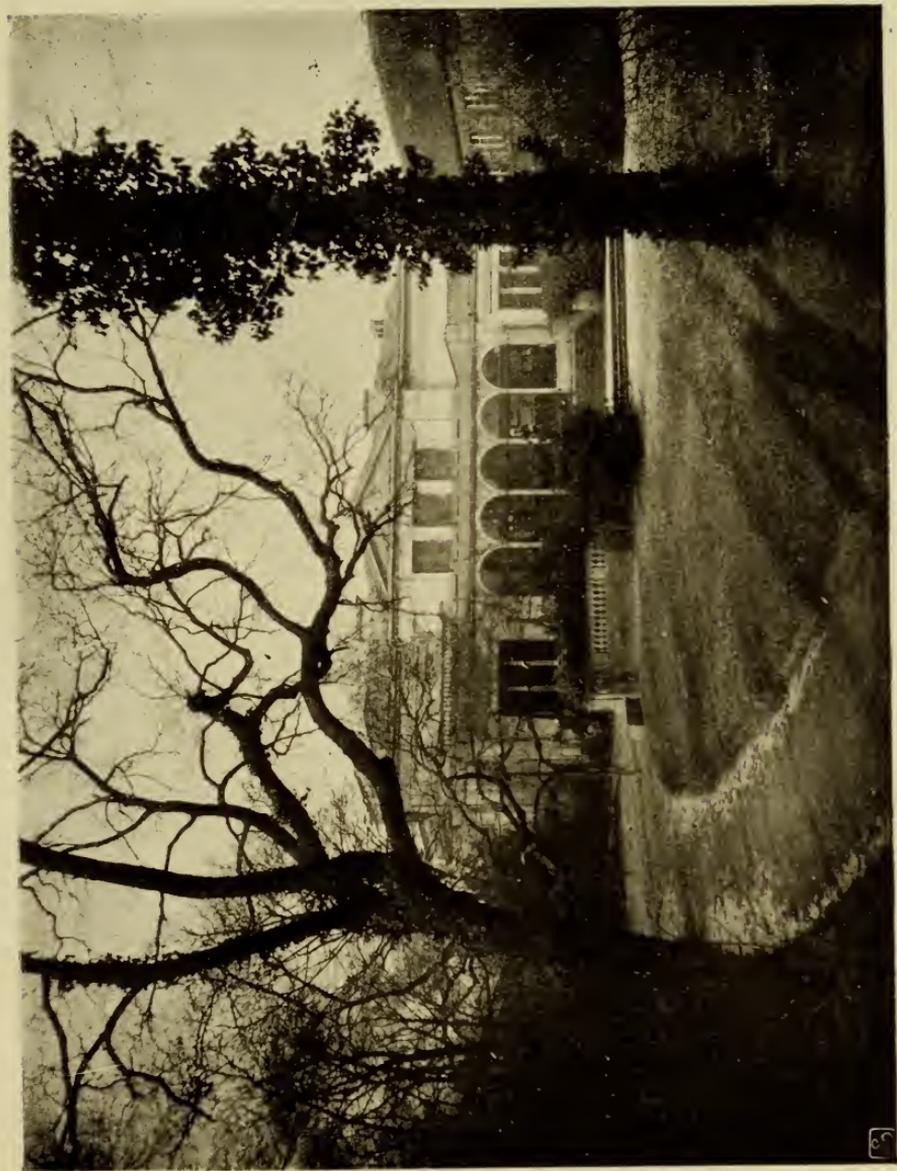
haben. Und mehr noch. Sie hat auch ihre dichterische Verklärung gefunden, am schönsten vielleicht in der Clara Wiebig „Wacht am Rhein“. Und nichts ist für uns, wenn es rings um uns hämmert und braust, verlockender, als dann und wann aus dem Treiben und Hasten in ein stilles Winkelchen zu flüchten, in eine niedrige Lür der Altstadt zu treten und uns ein Weilchen umzusehen und umzuhören nach diesem lieben, alten Düsseldorf von anno siebzig, das uns nah scheint und doch wieder so fern, so fern. . . .

Wer in jenen glücklichen Tagen dem Nachtkurierzug, in dem die Preßkohlen behaglich knisterten und die Lampen an der Dunkelheit leckten, entstieg und von dem kleinen Köln-Mindener Bahnhof über den Schienenstrang zum Bergisch-Märkischen Bahnhof ging, dem lag Düsseldorf wie ein weicher, linder Teppich zu Füßen. Die Königsallee stand vor ihm und machte ihm freundlich die Honneurs. War es Frühling, dann hatten die Kastanien ihre Herzen aufgesteckt, und schneeweiß leuchtete es durch das Grün. Und unter ihrem rauschenden Dach schmiegt sich stille Patrizierhäuser aneinander, und unwillkürlich vergaß der Fremde, dessen Bild der „Spion“ am Fenster rasch allen Lanten und Dnkels in die Seele gesenkt hatte, seine Hast und gemach schlenderte er seines Wegs, vorbei am Kanal, an dessen anderem Ufer immer strebend sich bemühende Rekruten ihre Beine in die Luft warfen und philosophische Feldwebel diese Lätigkeit mit zärtlichen Rufen und Betrachtungen über die Unzulänglichkeit menschlicher Erkenntnis begleiteten. Am Ende der Allee bog dann wohl der Fremdling, vorbei an den Gold- und Silberläden der Elberfelderstraße, in den Hofgarten ein, in dem die Jahrhunderte sangen, ging über die goldene Brücke, unter der die weißen Schwäne ihre Bahn zogen, zum Ratingertor durch die Ratingerstraße an Moorens berühmter Augenklinik, an Zimmermanns Sterbehaus, an St. Lamberti schiefgewundenem Turm vorbei zum Rhein. Noch stand da das alte Schloß und

blickte mürrisch auf das neue Leben unter sich herab, durch das keine Karossen mit Kurfürsten und Prinzen mehr fuhren, und sah wohl schon zitternd vor Freude der Kleinen Flamme entgegen, mit der irgendwo im West der Wind noch spielte und die bald zu ihm kommen würde und rufen und locken zum leuchten, leuchtenden Lanz. Und nicht weit ab von ihm schlief auf dem Markt das alte Theater, das sich so überflüssig vorkam, seitdem es keinen Immermann mehr auf der Welt gab, und nur Jan Wellem's grünes Roß trabte unverdrossen durch die Jahre und schüttelte noch nicht einmal den Kopf, wenn es hörte, daß es jetzt an derselben Stelle, wo sein Herr und Meister das Fort Düsseldorf erbaut hatte, einen Bahnhof gab, und daß man auf einer veritablen Schiffbrücke von hüben nach drüben spazieren konnte.

Und weiter führt den Fremden der Weg durch kleine, schattige Straßen zu der breiten Lindenallee, der Promenade der Stadt, wo das unter Kiesels Leitung berühmte Königliche Gymnasium die Bürger darüber tröstete, daß die versprochene Universität nach Bonn und nicht nach Düsseldorf gekommen war, und dann über den Schadowplatz quer über die Goltsteinstraße zur Seufzerallee, in der am Abend der Hans, sein Gretchen am Arm, zum Gestirn der Liebenden seufzte, und vorbei an Schloß Jägerhof, der Residenz des Fürsten Carl-Anton von Hohenzollern-Sigmaringen zum „Malkasten“, an den jeder in der Fremde zuerst dachte, wenn er den Namen Düsseldorf hörte; denn nur wer den Malkasten kannte, durfte sagen, er habe Düsseldorf in die Augen gesehen.

Auf Jacobis Gut war das neue Künstlerheim entstanden, und, was das Entscheidende war, auch Jacobis Geist, der Geist der vornehmen, freudigen Geselligkeit war der alten Stätte treu geblieben. Die vielen Freundschaftszirkel, die das Düsseldorfer Biedermeierleben vornehmlich unter der Hand Immermanns und Uechtritz' gezogen hatte, waren hier ineinander übergegangen.



Malkasten.

Julius Eöhr, Hofphotograph, Düsselb. phot.

Das Sturmjahr 48 hatte sie zusammengeweht, die Begeisterung nach dem Germaniafest sie fester verbunden, der Widerspruch gegen die starren Formen der Akademie, das Gemeinschaftsgefühl der freieren Jugend sie verschmolzen. „Und siehe,“ so erzählt in ihrem altdeutschen Arabeskenstil die Malkastenchronik die Lage der Gründung, die unmittelbar an das Einheitsfest sich angeschlossen, „es war ihrer ein gering Häufflein derer Fackelträger, so da nach all der Hizen und Umbherziehens nach einem Hümplein kühlen Bieres trachtende sich selbender freuten in der sobenamseten Bockhallen, sassen alldort annoch hocherregt ob der situationis und waren die Mahlersleut Leuze, Hermann Becker, Jordan u. a. Und es war dermalen zur Stund, da sie zu Rathe gingen, wie man nach dem Fürbild des eben gefeierten teutschen Einheitsfestes gleicherweis fundieren und errichten möcht ein gut societa-tem vor gesellig Künstlerleben, darein allabendlich bei einem guten Hümpellim sich zu treffen, item sich zu verbinden festiglich und brüderlich beisammen zu stehen in Treven wider der Zeit Anfechtung und Störmens.“ Gesagt, getan und bald gab es Kindtaufe für den Sprößling und viele nomina wurden projek...rt: Germania, Bannerrath usw., bis „auf des Gesellen Caroli Hübner Vorschlag cum omnium consensu“ der originelle Name Malkasten aus der Urne sprang. „Wider die Philister und Pieffkes“ stand auf seinem Banner, und darüber der Wahlspruch: „Ich komme doch durch komme ich doch.“

Und er kam doch durch kam er doch. Selbst die Akademie, deren Gebieter im Anfang grollend beiseite standen, mußte ihren Frieden suchen mit dem mächtiger und mächtiger sich entfaltenden Verein. Was sich jung und stark fühlte, fand sich hier zusammen: die Achenbachs, Knaus, Bautier, Camphausen. Hier im altdeutschen Saale, von dessen Wänden blanke Rüstungen schimmerten und in dem geschnitzte Möbel, prächtige Bowlen, Pokale, Vasen, Armleuchter, Urväter Hausrat gemütvoll wider- spiegelten, hier in der Nähe des altdeutschen, offenen Herdes

stand der berühmte Stammtisch, an dem die Malersleute getreu ihrem Spruch „Erst mach dein Sach“, dann trink und lach“ jedes glücklich verkaufte Bild mit einem Fäßchen begossen und wochenlang an der Karnevalsredoute planten, die am Samstagabend den Auftakt angab dem rheinischen Fasching. Hier saß Andreas Achenbach, der seit dem „Untergang des Präsidenten“ der berühmteste Mann in Düsseldorf war und dessen casa Achenbach auf der Shadowstraße schon damals mit einem Stern in den Fremdenführern verzeichnet war, hier fand sich Bruder Oswald ein, von dem die Malkastenchronik weiß:

„Doch in Italiens Sonnenglut
Da taucht den Pinsel kühn
Sein Bruder Oswald wohlgemut.
Auch wirkt er ‚op der Bühn‘
Als strammer Buffo-Tenorist
Sogar als Opern-Componist.“

„Op der Bühn“ gingen nämlich all die Haupt- und Staatsaktionen, die Lust-, Schau-, Trauer- und Spektakelstücke vor sich, die als fröhliches Intermezzo dann und wann eingestreut wurden. Das größte gesellschaftliche Talent dieses Kreises war der Schlachtenmaler Camphausen. „Welcher hat ein schön Apfel und den nit ißt, Eine schöne Jungfrawe und die nit küßt, Auch kühlen Wein und schänkt nit ein, Der muß ein füller G’selle sein“ heißt einer seiner köstlichen Sprüche, mit denen er die „chronica de rebus Malcasteniensibus“ besät hat, und nach diesem Rezept hat dieser frischfrohe Mann, dem die Lebenslust aus den Augen lachte, immer wieder für Heiterkeit und Geselligkeit gesorgt. Stillerer Art waren Knaus und Bantier, die Hüter und Mehrer des Genre. Knaus sah man wenig, es schien, als erschrecke er, der mit den gütigen Augen Wilhelm Raabes in die Welt sah, vor allzulautem Lachen. Die Welt, in der ein Spielchen Karten oder ein gefundener Pfennig eine Seligkeit gilt, und das helle Kinderland mit seinen drolligen Nöten und

Angsten stand seinem Herzen näher, und ein Abend im Dorf, dessen Schatten und Heimlichkeiten er so oft gemalt hat, sagte ihm mehr. Bautier, der etwas von der Heiterkeit und lieblichen Bläue des Genfer Sees mit an den grauen Rhein gebracht hatte, fand sich eher zurecht im bunten Treiben der Malkästler. Das Leben, das gleich mit einer so heiteren Sache, wie es eine Kindtaufe ist, beginnt und Hochzeiten und Zweckessen und Einladungen und Schachpartien und soviel tausend andre schöne Dinge bringt, war ihm ein liebes Spielzeug, und auch den Tod, den Spielverderber, hat er zwar mit Traurigkeit, aber nie mit Bitterkeit in die Hütten seiner geliebten Bauern eintreten sehen. Solche Art machte Bautier den Rheinländern schnell zum Freund, der sie zu ihrer Freude nie verlassen hat. Manche frohe Malkastenstunden hat Bautiers Stift mit lachenden Bildern unrändert, und ganz besonders die Theaterzettel waren seine Spezialität. Ein gern gesehener Gast war auch sein geistiger Bruder Wilhelm Sohn, der aus dem Genrebild gleich eine von Fortsetzung zu Fortsetzung spannendere Novelle hat machen wollen und seinen Irrtum immer geistreich und redegewandt zu vertreten wußte.

Doch warum noch Namen nennen? Der Malkasten als solcher kann ja nur als Einheit gewertet sein: als das glückliche Schutz- und Trutzbündnis gegen Pöpf, Philisterei, als das lustige Wolkenkuckucksheim aller jungjungen Träumer und die gemächliche Residenz des beschaulichen Alters.

Und nicht nur für den Maler, auch für die Bürger einer weniger poetischen Lebensbetätigung ist es ein reizvoller Wunsch, in die Malkastenkreise aufgenommen zu werden. Um so mehr, als dieses Düsseldorf der siebziger Jahre nicht eben reich an Vergnügen und Abwechslung ist. Kunstausstellungen, Konzerte in der städtischen Tonhalle, Zusammenkünfte in der Gesellschaft Verein oder in der Ludwigsburg, Ausflüge in die Umgegend, insbesondere in das noch in seiner wilden Schönheit fast unberührte Neandertal sind die Stätten der Erholung. Für weniger will-

Kommene Zerstreung sorgt zur Winterszeit der Rhein. Dann treibt er seine schweren, breiten Schollen gegen die Planken der Schiffsbrücke an. Aber die Planken halten fest, und die Schollen suchen sich einen anderen Weg und tapsen mit ihren klumpigen Füßen über die Wiesen und Weiden. Da liegen sie und warten, bis die Sonne kommt, die ihnen das weiße Gewand Tropfen für Tropfen abstreift, und dann fließen die Wasser den braven Leuten, die ihr Häuschen allzu vorwitzig an den Rhein gebaut haben, in den Keller und ins Parterre, und dann fluten sie durch die Straßen, bis die ganze Altstadt wie Venedig aussieht und die Gondolieri ihren Rachen wie Noahs Arche über die Sintflut steuern und den Bewohnern an langen Stangen ihr tägliches Brot heraufreichen. Vergnügliche Zeit. . .

Zwar umgibt schon ein Kranz von Schornsteinen die Stadt (da gibt es ein Eisenblechwalzwerk, ein Röhrenwalzwerk, eine Gußstahlfabrik, eine Dampfkesselfabrik und eine Dampfkesselschmiede, eine Eisenbahnwagenfabrik, eine Maschinenfabrik, eine Drahtstiftenfabrik u. a.), zwar spannt schon bei Hamm eine feste Eisenbahnbrücke ihre Bogen über den Rhein, zwar hat die Stadt schon annähernd 70 000 Einwohner, aber sie hat das Kleinstädtische noch nicht ganz überwunden. Noch steht sie weit hinter Köln, ja sogar hinter Barmen und Elberfeld zurück. Noch ist das industrielle Leben nur ein goldener Rahmen für das stille Bild. Noch geht auf leisen Sohlen die Erinnerung an muntere, friedliche Tage unter dem Szepter der Pfälzer durch alle Straßen, noch stehen alle Häuser da wie die Häuser am Schwanenmarkt, von denen Clara Viebig erzählt: ein eintöniges Viereck, um das eintönige Häuser stehen, alle sich gleich, alle gleich hell getüncht, alle gleich hoch, alle mit drei Fenstern neben der Haustür und ein Stockwerk darüber . . . und an den Fenstern ein paar Lindenkronen, rauschend im Wind, und unten flüsternde Stimmen und gemächliche Schritte, verhallend im Abend. Und Lore, die der Stadt zur Nacht die Augen schließen,



Alte Schiffebrücke.

Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf, phot.

daß sie die Welt da draußen vergißt, und vor den Toren Hecken und Gärten, duftend und sprießend wie Träume der Kindheit. . .

III.

Werden und Wachsen.

Aber Hecken und Gärten, mein Städtchen, duften nicht ewig, und Träume der Kindheit sind einmal zerronnen. Du wächst und wächst, und die dich kennen und lieben und dich sehen tagaus, tagein, merken es kaum. Nur wenn sie sich umsehen nach Jahren, wissen sie es mit einmal, daß die Hecken Mauern geworden sind und daß man jetzt gar nicht mehr von Gärten, sondern immer nur von Grundstücken spricht, und daß die Tore aus lauter, lauter Scham über ihre Überflüssigkeit in die Erde gesunken sind, weil das Leben ja doch über sie hinwegsprang, und daß das Städtchen von gestern eine große Stadt von heute geworden ist, in der die Menschen sich nicht mehr kennen und die Gefühle stumm geworden sind vor der mächtigeren Stimme des Willens, des Willens zur Macht.

IV.

Die Jahre von 1875 an, die Jahre des gewaltigen Aufschwunges deutschen Handels und deutschen Gewerbefleißes, hatten auch für Düsseldorf entscheidende Bedeutung. Der Ruhm Düsseldorfs lag bis zu diesen Tagen nicht in seiner Industrie. Zunächst dachte wohl jeder in der Fremde an die Künstlerkolonie, dann an die freundliche Gartenstadt, in der es sich heimelig wohnen ließ. Es war nur die Frage, ob der Kohlenstaub der Industrie diese zarte Schicht überdecken, vielleicht töten und aus der Kunst- und Gartenstadt eine Handels- und Industriestadt werden würde — oder ob es gelingen würde, im Handel und Wandel die Führerrolle an sich zu reißen und doch das Spröde mit dem Weichen zum guten Zeichen zu vereinen. Eine reizvolle, aber auch schwere Aufgabe für eine Stadt, nach Harmonie zu suchen

in einer Zeit, die unharmonisch, gärend, drängend, wild heraufwuchs und nicht viel Raum zum Besinnen ließ. Und doch konnte nur in dieser Verbindung der Stadt eine neue, seltene Eigenart geschaffen werden. Weilschen in einer Schmiede sind ja doppelt schön. . . .

Pessimisten freilich, die einen Niedergang der Düsseldorfer Kunst prophezeiten und ihr gegenüber all den Sorgen für die Industrie die Rolle des Stiefkinds voraussagten, schienen nicht ganz Unrecht zu haben. Die äußeren Tatsachen sprachen zwar gegen sie: Auf der Alleestraße erhob sich an Stelle der altersschwachen Kumpelkammer am Markt ein neues, prächtiges Theatergebäude, und am Rhein wuchs eine neue Kunstakademie (die alte war 1872 in Flammen aufgegangen) aus dem Boden. Aber dem Gefäß entsprach der Inhalt kaum. Das Theater betrachtete nach wie vor die Kopie rasselernder Hoftheaterstile als das höchste der Ideale. Und in der neuen Kunstakademie hatten die beiden Männer, die ein Stück Zukunft in sich trugen, Peter Janssen und Eduard v. Gebhardt doch noch nicht jenen entscheidenden Einfluß, daß sie den Mißkredit, in den die Düsseldorfer Akademie seit 1870 mit Recht gekommen war, sofort und ganz hätten lösen können. Erst allmählich rang sich ihr persönliches Wollen und Wirken durch an einer Stelle, auf der die Erinnerung an, ach, allzuvielen Unterlassungssünden lastete.

Handel und Industrie hatten das Wort. Ihnen gehörte die Zeit, ihnen gehörte die Stadt. Zwar mußten sie draußen in Grafenberg, Flingern, Oberbillig ihre Stätte suchen, um nicht (hier war Düsseldorf vorbildlich) mit einem Wald von Schornsteinen die Silhouette der Stadt zu zerreißen. Sonst aber trat die Stadt ganz in ihren Dienst. Das Baugewerbe wurde mit Aufträgen gesegnet, Straßenzüge schlossen ihre Lücken, Häuserblöcke wurden durchbrochen, neue Gebäude umstanden die bis dahin einsamen Wege zu den Vororten, Straßenbahnlinien (Pferdebahn seit 1876) verbanden den Burgplatz mit dem Ber-



Stahlfel.

Julius Eöhr, Hofphotograph, Düsseldorf, phot.

gisch-Märkischen Bahnhof (zwei verschiedene Linien), der Lonhalle und nach Bedarf auch mit dem Zoologischen Garten, eine systematische Kanalisation wurde (1882) in Angriff genommen, auch ein neuer Hafenausbau projektiert, aber leider damals wieder verschoben, Verhandlungen wegen Neuanlage eines Zentralbahnhofes angeknüpft. Unter den Handelszweigen waren es besonders die Eisenbranche, dann auch der Handel mit Produkten der chemischen Industrie, Kolonialwaren, Getreide, Öl, Holz, der sich von Düsseldorf aus in das Kohlenrevier und weit in das Westfälische hinein verädelte. Über den Aufschwung der Industrie mag ein Berufenerer an dieser Stelle berichten, Otto Brandt, der Syndikus der Handelskammer. Er schildert in seinen „Studien zur Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte der Stadt Düsseldorf im 19. Jahrhundert“ das Wachstum wie folgt (der Einfachheit halber seien die Zahlen aus der tabellarischen Übersicht, die Brandt gibt, gleich hinzugefügt): „Die Zunahme der Kunst- und Handelsgärtnerei ist der Stellung Düsseldorfs als Gartenstadt durchaus entsprechend (1875: 29 Betriebe, 1882: 72). Bergbau und Hüttenbetrieb zeigen im Landkreise eine Abnahme. Sehr beträchtlich ist dagegen die Zahl der in der Industrie der Steine und Erden beschäftigten Personen gewachsen (Gewerbtätige Personen 1875: 341, 1882: 809). In den beiden Gruppen der Metallverarbeitung und der Maschinenindustrie, den vornehmsten Industrien Düsseldorfs, zeigt sich ebenfalls ein schnelles Wachstum (Metallverarbeitung 1875: 289 Betriebe mit 1862 gewerbtätigen Personen, 1882: 285 Betriebe mit 2089 gewerbtätigen Personen, 1895: 424 Betriebe mit 5124 gewerbtätigen Personen). Nicht so stark hat die chemische Industrie im Stadtkreise zugenommen, im Landkreise ist sie der Zahl der Betriebe nach beträchtlich, der Personenzahl nach um Weniges zurückgegangen. In der Textilindustrie des Landkreises fällt noch mehr als in der des Stadtkreises die starke Abnahme der Hauptbetriebe auf. Den Fortschritten der Papier- und Lederindustrie

im Stadtkreise steht ein Stillstand und eine Personenabnahme im Landkreise gegenüber. Die Industrie der Holz- und Schnitzstoffe zeigt im Stadtkreise von 1875—1882 einen Rückgang in der Zahl der Betriebe, nimmt aber bis 1895 wesentlich zu; im Landkreise ist 1895 gegen 1882 die Zahl der Betriebe geringer geworden. Die Fortschritte der Industrie der Nahrungs- und Genußmittel und der Bekleidung und Reinigung im Landkreise sind sehr gering gewesen von 1882—1895, ein Beweis dafür, wie sehr in seiner Versorgung mit den Gegenständen des täglichen Bedarfs das Land noch von der Stadt abhängt. Einen kräftigen Aufschwung seit 1882 verzeichnet das Baugewerbe im ganzen Bezirk, im Stadtbezirk gehören ihm 1895 4,1% der Bevölkerung an. Die oben angegebene starke Bevölkerungszunahme erklärt dies ungewöhnlich lebhaft auftretende Baubedürfnis zur Genüge. Auch das polygraphische Gewerbe im Stadtkreise hat erheblich seit 1882 zugenommen; noch mehr aber das Handelsgewerbe im ganzen Bezirk und ebenso Beherbergung und Erquickung.“

Das Wachstum der Stadt spiegeln auch die Zahlen der Bevölkerungsstatistik deutlich wieder. Düsseldorf, das 1870 noch mit seinen 68 000 Einwohnern hinter Barmen und Elberfeld zurückstand, hatte 1880 schon mit einer Bevölkerungszahl von 95 000 Einwohnern die beiden Wupperstädte eingeholt und sie 1890 mit einer Einwohnerzahl von rund 145 000 weit überflügelt. Die soziale Umwälzung der Zeit drückt auch in Düsseldorf den Prozentsatz der Unternehmer in einem Zeitraum von 20 Jahren von 37 auf 21, während sie den der Arbeiter von 58 auf 72 erhebt. Die beredteste Sprache für den wachsenden Wohlstand der Stadt führt der städtische Etat: Er balanciert 1870 mit 858 000 Mark, 1880 mit 2 694 100 Mark und zehn Jahre später schon mit rund 4 Millionen Mark.

Sucht man neben den allgemeineren Gründen dieses Aufschwungs, die in dem allseitigen Wachstum Deutschlands und

der günstigen geographischen Lage Düsseldorf als der Verbinderin des Arbeitsgebietes der Schwerindustrie mit dem Rhein beruhen, nach einem spezielleren, äußeren Anlaß, so wird man auf die besondere Rolle, die Düsseldorf als Ausstellungsstadt damals zugefallen ist, hinweisen müssen. Die erste Ausstellung (1811) war Düsseldorf als der Hauptstadt des bergischen Landes beschieden. Ausstellungen der späteren Jahre sind Veranstaltungen der Schwesterprovinzen Rheinland und Westfalen, deren natürlicher Treffpunkt Düsseldorf ist. Das Besondere dieser Ausstellungen ist, daß sie stets über eine rein provinzielle zu einer ganz Deutschland berührenden Bedeutung aufwachsen. Das erklärt sich einmal aus der Tatsache, daß eine Verbindung rheinischer und westfälischer Industrie eo ipso einen ganz erklecklichen Teil deutscher Industrie darstellt, dann aber auch aus dem unleugbaren Geschick Düsseldorf, eine Industrie- und Gewerbeausstellung, die sich doch zunächst nur an Fachleute wendet, durch Hinzufügung etwa einer Kunstausstellung oder feinerer Art von Zerstreuung (nie hat man in Düsseldorf den Jahrmarktsflitter nötig gehabt) das prodesse und delectare geschmackvoll zu verbinden, die Dinge in gefälligem Gewande zu präsentieren und den Gästen den Namen Düsseldorf wie eine liebe Erinnerung mit auf die Heimreise zu geben. So geartet, war die Ausstellung von 1880, die den Namen „Gewerbeausstellung für Rheinland, Westfalen und benachbarte Bezirke in Verbindung mit einer Allgemeinen Deutschen Kunstausstellung und einer Ausstellung kunstgewerblicher Altertümer“ führte, ein für die Entwicklung Düsseldorf entscheidender Erfolg. Über eine Million Menschen sind damals zum Zoologischen Garten geströmt, wo über 3000 Firmen (hauptsächlich waren vertreten Bergbau- und Salinenwesen, Hüttenwesen, Maschinen und Transportmittel, Metallindustrie, Leder- und Gummiwaren, Papierindustrie, Nahrungs- und Genussmittel, Textilindustrie, Bau- und Ingenieurwesen, Kunstgewerbe) sich unter der Leitung Heinrich Luegs zum Wett-

bewerb zusammengefunden hatten. Die Ausstellung schloß nicht nur finanziell mit einem Ueberschuß von mehr als 250 000 Mark ab (von dem 200 000 Mark der Errichtung des Zentral-Gewerbevereins und des Kunstgewerbemuseums dienten), sondern hatte auch ganz besonders den Leistungen der heimischen Maschinenindustrie die verdiente, vorher so mühsame Würdigung gebracht, so daß man geradezu mit dem Jahre 1880 den Aufschwung der heimischen Maschinenindustrie datiert hat. Die gastliche Stadt war wie eine schöne Frau, die ihr erstes Fest gibt, in vieler Leute Mund gekommen, und mit den Städten ist es bekanntlich umgekehrt wie mit den Frauen: die besten sind die, von denen man spricht.

Und von Stund an setzte für Düsseldorf jene Entwicklung zur Großstadt ein, die oben schon in den Zahlen der wachsenden industriellen Betriebe gezeigt wurde. Sie wäre noch größer und ungehemmter gewesen, wenn die Düsseldorfer nicht damals einen schlimmen Fehler gehabt hätten: Sie waren wasserscheu. Verächtlich drehten sie dem Rhein den Rücken zu und sahen wie verliebte Leutchen nur immer nach den reichen Freiern im Binnenland, während sie den alten, guten, treuen Freund vernachlässigten. In der Nähe lockten die Häfen von Amsterdam und Rotterdam, aber der Weg aus dem reichen, bergischen Hinterland ging nicht über Düsseldorf (dessen Werft vor Alter immer mehr zusammenschrumpfte) sondern über Duisburg, wo man die Zeichen der Zeit besser verstand. Mit Recht ließ ein Poet den Rhein über diese Zustände klagen:

„Ich mach euch ja dienstbar mein Wellenreich,
 Ich laß meine Schiffelein ja gleiten
 So gerne stromaufwärts, stromabwärts zu euch,
 Sogar aus des Meeres Breiten.
 Was laßt ihr vorüber, was lasset ihr fort
 Meine Segel- und Dampfvasallen,
 Warum ladet sie ein hier kein gastlicher Port,
 Zu löschen die Frachten und Ballen.“

Erst allmählich rang sich diese Erkenntnis, von dem damaligen Beigeordneten, späteren Oberbürgermeister Marx immer wieder betont, durch, bis man endlich 1891 mit dem Bau eines neuen Hafens begann, der im Mai 1896 dem Verkehr übergeben werden konnte. Man braucht wohl kaum die Statistik heraufzubeschwören, um den Erfolg des Unternehmens, dessen Notwendigkeit schon ein Blick auf die Landkarte lehrt, zu beweisen. Es genügt zu sagen, daß der Güterverkehr in Düsseldorf von 1896—1898 jährlich um 100 000 Tonnen stieg.

Mit dem Bau eines neuen Hafens aber war die Hinwendung Düsseldorfs zum Rhein noch nicht vollendet. Es fehlte eine feste Rheinbrücke, die die Stadt mit dem aufstrebenden, linksrheinischen Gebiet verband, es fehlte eine Anlage, die die ständige Hochwassergefahr beseitigte und gleichzeitig als breite Uferlinie die zum Rhein hinstrebenden Straßenzüge würdig empfing. Privater Initiative ist das erste Werk zu danken: 1899 wurde die feste, in zwei feingeschlungenen Bogen den Strom überspannende Brücke eröffnet, die durch elektrische Bahnen Düsseldorf mit Neuß, Ürdingen, Krefeld verband. Ein Jahr früher hatte die Stadtverordnetenversammlung den Entschluß gefaßt, die notwendige Uferstraße also zu gestalten: „Von der Haroldstraße bis zur Ritterstraße wird eine massive Ufermauer bis zur Höhe von + 6 m D. P. erbaut. In gleicher Höhe wird eine Werftstraße erbaut. Auf dieser Werft werden zwei Eisenbahngleise angelegt. Landseitig der Werftstraße wird eine hochwasserfreie Promenadenstraße errichtet. Die Stadtfront wird durch die hochgebaute Straße gegen Hochwasser geschützt.“ Das nach diesen Richtlinien begonnene Werk, das in Wahrheit „Dem Handel zu Nutz“, der Stadt zum Schutz beim Flutandrang, dem Bürgermann, so oft er kann, ein lieber Gang“ geworden ist, war am Vormorgen der Ausstellung beendet. . . . Der Ausstellung! Damit ist das Wort gefallen, das ein Jahr lang wie mit einem Zauberstab alle Kräfte der Stadt gerührt hatte und viele Jahre

später alle Bürger Düsseldorfs mit schönen und stolzen Erinnerungen erfüllt; denn jeder weiß, der Ruf der Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung 1902 ist ein Weltruf, und Düsseldorf steht als Ausstellungstadt seit diesen Tagen in allererster Reihe. Es war ein dies solemnis für Düsseldorf, dieser 10. August 1898, als Heinrich Lueg im Namen der „Niederwestlichen Gruppe des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller“, des „Vereins deutscher Eisenhüttenleute“ und des „Vereins zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen“ den Beschluß verkündete, in Anbetracht der gewaltigen Bevölkerungszunahme, der Umwälzungen, die den Maschinenbau so gut wie das Kleingewerbe berührten, in Verbindung mit der deutschen Künstlerschaft eine Industrie- und Gewerbeausstellung zu veranstalten, die vor allem der rheinisch-westfälischen Industrie den Platz in der Sonne, den man ihr auf der Pariser Weltausstellung mißgönnt hatte, wieder erobern sollte. Das ist dieser Veranstaltung, die fünf Millionen Besucher aufzuweisen hatte, denn auch vollauf gelungen. Es war, als ständen all diese Maschinen, die draußen die Tage und Nächte brausend erfüllten, diese wilden Schmiede des Jahrhunderts, die nicht wußten, was die Ruhe war, die nicht liebten, nicht haßten, nicht bluteten, eine Stunde lang still in der goldenen Sonne und spiegelten ihren eisernen Leib im flutenden Rhein. Und es kamen und kamen die Menschen zum Fest des Vulkan, ihres neuen Gottes, dessen Seele in Feuergarben und sprühenden Funken tanzt und singt, und keiner, der nicht in seinen Alltag zurückging mit einem Ahnen der neuen, herben Schönheit, die das Zeitalter der Maschine zu schenken hat. In diesem Sinne hat Friedrich Naumann recht, der in einer Gegenüberstellung der Pariser und der Düsseldorfer Ausstellung den Ton des Ganzen in den Anlagen und Darstellungen der Düsseldorfer etwas hart findet, dann aber fortfährt: „Welches Entzücken waren die Farben an den Wänden in Paris! Wir sind ein Volk noch

jungen und unfertigen Geschmacks. Das aber, was wir in die Wagschale zu werfen haben, bedeutet sachlich mehr. Es ist die Konsequenz des maschinellen Denkens. Von der Größe dieses Denkens bekommt man in Düsseldorf einen überwältigenden Eindruck.“

Und das Wappen dieser Ausstellung hätte auch das Wappen der Stadt werden können, der Schmied und das Mädchen, Hammer und Blumen. Kraft und Schönheit, Arbeit und Kunst, in der Erzielung dieser Harmonie lag Düsseldorfs Aufgabe. Ihre Bedeutung als Handels- und Industriestadt war die Erzungenschaft der Neuzeit, als Kunststadt reichte sie in die Jahrhunderte zurück. Die Kunst mit dem Kaufmann gehen zu lassen und der Tradition durch energische Förderung alles hoffnungsfroh zu neuen Zielen Stürmenden den Weg in die Zukunft zu öffnen, mußte die Sorge des kommenden Jahrzehnts um so mehr sein, als inmitten des Hastens und Drängens industrieller Aufgaben ein gewisser Stillstand in der Kunstpflege eingetreten war und die Gefahr bestand, daß die allzusehr in der Erinnerung an das Alte und der Hochschätzung des Überlieferten haftende Düsseldorfer Künstlerschaft den Anschluß an die Moderne verlor.

Sprunghaft, überschnell war aus der Stadt die Großstadt geworden. Dem Bild der Stadt sah das niemand an. Da gab es keine eintönigen, langzeiligen Straßen mit häßlichen Ziegelsteinbauten, wie sie die Hast des Bauens von heute auf morgen schafft. Da schoben keine finsternen Fabriken ihren schwarzen Keil in das Gefüge. Weit draußen in der Peripherie rauchten die Schorne. In der Stadt selbst lagen nur die Verwaltungsgebäude, die Syndikatshäuser, Paläste königlicher Kaufleute. Breite, moderne Straßen schlangen um sie ihr Band. Und im Schatten dieser aufragenden modernen Bauten lag die Altstadt, die keinen störte, der vom Bahnhof her das moderne Düsseldorf suchte, dagegen den Freund historischer Stätten, winklicher Gäßchen und geruhiger Plätzchen am Ende seines Weges wie eine um so willkommeneren Überraschung empfing.

Modernes Leben durchbrauste die Stadt. Aber jenes gewisse Etwas der Residenz, das wie der Abendwind über die kleinen Dächer geht und die duftigen Vorhänge am Fenster leise, leise schaukelt, war nicht zerstört. Wie eine grüne Insel lag noch der Hofgarten da, wie der Wald Eichendorffs, in dem alles, was draußen hallt und schallt, weich und lind verweht. Die Stille von gestern, das Rufen von heute hatten sich verschwistert, und rein war ihr Klang. Die Harmonie, die ersehnte, war gefunden.

Sie zu bewahren, zu vertiefen war die Sorge kommender Jahre. Was im äußeren Bild der Stadt gelungen war, Vergangenheit und Gegenwart organisch zu verbinden, mußte auch eine Verschmelzung des Geistes von gestern und des von heute möglich machen. Eine Kunst mußte erstehen, die die Sprache ihres jungen Jahrhunderts sprach, und nur durch energische Förderung und Betonung alles dessen, was in kühnem Ansprung nach der Krone der Zukunft griff oder zum mindesten Geist der eigenen Zeit war, konnte der Gefahr begegnet werden, daß Düsseldorf, die schöne, vornehme Industrie- und Gartenstadt, ihren ältesten Ehrennamen Kunststadt verlor. . . .

V.

Die Stadt von heute.

Kunstfrühling. Auf der Bühne klangen die ersten Stimmen. Stimmen von gestern und Stimmen von heute, aber beide hell und klar. Auf der Bühne des Stadttheaters begegneten sich alljährlich im Zeichen Goethes die besten Klassikerdarsteller der Zeit und veranstalteten in den Tagen, in denen der Naturalismus die Schauspieler dem klassischen Theater zu entfremden drohte, festliche, auf den Ton freudigen Bekenkens zur Kunst der Klassiker abgestimmte Aufführungen.

Aus anderer Richtung kamen Luise Dumont und Gustav



Кönigs-Алле.

Julius Böhm, Photograph, Düsseldorf, phot.

Lindemann, die in der Stadt Immermanns zum zweitenmal den Versuch unternahmen, eine Musterbühne in rheinischen Landen zu errichten. Ein weites Feld lag vor ihnen: was in Berlin unter Brahm, dann unter dem jungen Max Reinhardt erstürmt, erstritten war, war kaum in die Provinz gedrungen. Nicht auf literarischem, wohl aber auf darstellerischem Gebiet fehlte der „Provinz“ (dieses eitle, vielmißbrauchte Wort hat hier ausnahmsweise seine Berechtigung) das Verhältnis zu den Dichtern des modernen Theaters, zu Ibsen im besonderen. Falschverstandenes Meinungertum, mit unzulänglichen Mitteln unzulänglich nachgeahmt, beherrschte die Bühnen. Man war zur Not dem Pathos der Schillerepigonon, kaum dem männlichen Idealismus Schillers, ganz und gar nicht der vergeistigten Kunst Hebbels und Kleistens gewachsen. Hier durch das Beispiel vorbildlich zu wirken, war das Ziel der Pionierarbeit des neugegründeten Schauspielhauses. Aber nicht in der bloßen Nachahmung und Übertragung des in der Reichshauptstadt von Otto Brahm geschaffenen Theaterstils suchte das junge Theater den Weg. In der naturalistischen Darstellung moderner Gesellschaftsstücke konnten ja die Fäden sich von Berlin nach Düsseldorf spannen. Doch man wollte mehr: auch für die Darstellung klassischer Stücke einen Stil finden, der der sinngemäße Ausdruck der treibenden Kräfte des Dramas, seiner Gedanken und Stimmungen, war, weil man richtig erkannte, daß der bloße Naturalismus hier versagte: „Kein Kleineliches, Kleines gleichbedeutend neben Großes setzendes, nur ja nichts vergessendes Nachzeichnen des täglichen Lebens mehr!“ so hat es Wilhelm Schmidtbonn, einer der Mitkämpfer der ersten Jahre, prägnant zum Ausdruck gebracht. „Vielmehr das ehrliche, freimachende Bekenntnis: wir spielen euch nur Theater vor, wir zeigen euch das Leben nur in eine Form gebracht, die zu gleichen Teilen aus der Seele des Dichters und den Gesetzen unseres Bretterbodens erwuchs. Wir wirken mit allen Mitteln dieses Bodens auf euch, mit Worten und Farben, die eben nicht

die Worte und Farben eures Alltags draußen, sondern die durch die Erfordernisse unseres Bretterbodens allein bedingt sind. Und durch diese Form von allem Kleinen frei geworden, zeigen wir euch wieder große Menschen und große Leidenschaften, bauen euch wieder eine Welt über eurer Welt auf.“ Wie dieser Stil in den einzig schönen Gründerjahren gesucht und gefunden, welche Farbenwunder auf dieser Bühne geleuchtet, wie ohne überragende Schauspielerkräfte gerade in dem Zusammenklingen aller Stimmen die Regiekunst Dienerin der Dichter war, läßt sich kaum in wenigen Worten sagen. Erinnerungen steigen auf . . . jetzt ist es der Wald, der grünt und blüht, und die Träume der Sommernacht wehen durch die Wipfel . . . jetzt ein kleiner Fürstenhof von Irgendwo und Irgendwann, mein holder Prinz Leonce, in dessen Gärten eine sterbende Liebe ihre letzten Lieder singt . . . nun zwei weiße Säulen, zum blauen Himmel der Griechen sich dehnend, und zwei Augen, Augen des Odipus, verblutend im Schmerz . . . jetzt, vom schneeweißen Tod umrahmt, ein Heim im Nord, durch das die Gedanken der Menschen wie Schritte in Gefängnishöfen gehen . . . nun wieder ein Frähwinkliges Gäßchen, durch das deutsche Kleinstädter mit Batermördern und Zylindern ihren Geburts- und Namenstagen, ihren Hochzeiten und Kindtaufen schmunzelnd zu wandeln . . . nun ein Wiener Walzer, ein Brief vom Kleinen, süßen Mädels, ein Abschiedssouper und ein neues Rendezvous in der Vorstadt, Anatol, Anatol . . . nun wieder Salamea mit Dächern, die sich verkriechen, und Lüren, an denen die Soldateska rüttelt . . . dann ein Tempel in Lauris und schmerzenreiche Gebete der Priesterin . . . und Farben, so reich, so schön . . .

Nicht alles ist neu in der Kunst des Schauspielhauses. Auch sie hat ihre Vorbilder, ihre Kette, deren Glied sie ist. Aber geboren ist sie doch aus dem Widerspruch und nur wo Widerspruch ist, ist Fortschritt.

Πόλεμος πατήρ πάντων. Die bildende Kunst im heutigen

Düsseldorf mag es bestätigen. Künstlergenerationen stehen nebeneinander, die sich kaum noch verstehen. Von Gebhardt zu den Künstlern des „Sonderbund“ spannt sich, scheint's, keine Brücke. Und wer durch eine der vielen Kunstausstellungen, die im Lauf der letzten Jahre im Kunstpalast am Rhein stattgefunden haben, mit der Absicht gegangen ist, unter dem Namen „Düsseldorfer“ ein Einheitliches zu suchen, wird enttäuscht sein. Es jagen sich im Kunstleben von heute die -ismen und -isten. Wirbeln Blätter auf, da und dort. Städte spalten sich in Gruppen, zahlreich wie die Jahre. Und überall wo Jugend ist, Hoffnung, Begeisterung, findet jede neue Bewegung ihre Anhänger. An beidem hat es in Düsseldorf nicht gefehlt: nicht an gesundem Widerstand, nicht an freudiger Gefolgschaft. Das gibt uns das Recht, von einem Düsseldorfer Kunstfrühling zu sprechen: es sind wieder Gegensätze da. Mars regiert die Stunde. Wie jüngst neben eine mehr konservative eine ganz auf die Moderne eingestellte Galerie getreten ist, drängt einem noch in voller, gesegneter Arbeit schaffenden Geschlecht ein neues nach. Es wäre reizvoll, einmal die Namen der Männer aus dem Lehrkörper der Kunstakademie und der Kunstgewerbeschule (wieviel Klangvolle sind darunter!), aus den Ateliers der Stadt, aus der jüngsten Generation zusammenzustellen, um diese Gegensätze, diese Richtungen, diese Gruppen innerhalb der Mauern der Stadt zu erhellen. Nomina sunt odiosa. Nur dies darf gesagt sein: Die flache Zufriedenheit der Wiedermeierzeit, die das Un Ding schuf, Alt und Jung einträchtig unter einen Hut zu bringen, und damit die Jugend erstickte, ist dem frischfrohen Kampf gewichen. . . .

Auch ihrer alten Rolle als Mäzen der Kunst, die ihr das Testament Jan Wellem's gab, hat sich die Stadt wieder mit besonderer Liebe angenommen. Die Lücke, die durch die Verlegung der berühmten Gemäldegalerie nach München in den Kunstschätzen Düsseldorfs entstanden war, war zu bedeutend, als daß sie sobald

hätte ausgefüllt werden können. Ja, es war, als hätte das Erinnern zeitweilig die Lust am Neuerwerb gelähmt. Wer den Katalog der städtischen Gemäldegalerie durchsieht, wird fast nur auf Düsseldorfer Namen stoßen. Nun hat die Stadt in jüngster Zeit unter Aufwand bedeutender Mittel eine starke Bereicherung ihrer Sammlungen beschlossen, und der Name Karl Röttschau bürgt wohl für das Gelingen. Endlich sei auch auf die intensive Musikpflege hingewiesen. Die Konzerte sind dem Dirigentenstab Karl Panzners, des geistvollen, feinsinnigen Musikers, anvertraut, während die Oper des Stadttheaters unter Ludwig Zimmermann von ihrer Leistungsfähigkeit durch eine Reihe glänzender Namen, die in Düsseldorf ihre Weihe empfangen, Zeugnis ablegt.

VI.

Rheinsilhouette.

Durch Straßen, zu denen nie der Frühling kommt, vorbei an Häusern mit hohlen Augen und mürrischen Gesichtern, fährt die Bahn. Gespräche verstummen, nur da und dort sitzt noch ein Mann, sieht nach der Uhr, zieht sein Notizbuch hervor, überliest noch einmal die oder jene Offerte und vertieft sich in Zahlen, Zahlen, Zahlen . . . und weiter und weiter, schneller und schneller saust die Bahn, Häuser werden spärlicher, Giebel, Mauer, Zaun und Bretterwand reden am Wege die Sprache des Kaufmanns, der Baum wird Holz, der Garten ein Terrain, die Welt hier draußen die Welt des Geschäfts, der Güter, des Geldes und der Rhein ihr Diener, ihr stiller, geduldiger Diener. . . .

Hafen! Über das schwere Pflaster rollt das Rad, dumpf hallt der Hufschlag der Gäule, jeder zweite Mensch, den man trifft, ein Fuhrmann, jedes dritte Wort, das man hört, ein Wort wie Fracht oder Ladung. Und Fässer, Kisten, Säcke, Kohlen, Röhren . . . dann prustende Lokomotiven, gedrungene, schwerfällige Gestalten, Kranen, Arme, die nicht müde werden . . . und hinter Schienen-



Abwrinkwerft mit Landeshaus.

Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf, phot.

strang und Straße Lagerhäuser, Schuppen, Kontors, schwarze Schiffe und träge, graue Fluten, die Brust umschnürt von steinernen Wällen, die Brust, an der gestern noch die Rebe, die liebliche, kofend sich schmiegte.

Doch mußt nicht seufzen, mein treuer Rhein. Es winkt der Lohn. Dein wartet die Stadt, die lächelnd schöne, und geschmückt grüßt dich am Ufer die Tochter.

Schon sehen mit helleren Augen die Häuser dich an. Da und dort schon ein machtvoller Bau. Schlank und gefällig hebt sich das Heim des deutschen Werkmeisters über die Dächer. Doppelt erfreut der frische Stil des Landeshauses den Wanderer. Und ein stolzer, freudiger Bezaher der Arbeit steht das Haus der Mannesmannwerke da, trotzig, ehrlich, prunklos deutsch. Und nun: Wohnhaus an Wohnhaus, reiche, gesegnete Häuser, Kinder von heute, die ihr Haupt nicht ducken vor dem Wind, jung wie das Werft zu ihren Füßen. In ihrem Schatten die alte Stadt. Nur dann und wann schiebt ein vorwitziges Gäßchen, das es gar nicht vergessen kann, wie wichtig es früher einmal gewesen ist, so ein kleines, schiefes Häuschen an das helle Licht. Das steht nun da und zwinkert mit seinen Augen, die ihm doch vor lauter Schlaf am liebsten zufallen möchten, und kommt sich, wer weiß, noch immer recht hübsch vor in seiner Großmutterhaube und seinem bunten, karrierten Mäntelchen. Und wartet und wartet, ob nicht doch noch einmal so ein echter Düsseldorfer Jung vorbeikommt, der für einen Pfennig zehnmal das Rad schlägt, oder so ein wirklicher Maler mit zu langen Haaren und zu engen Hosen, der den Rabauen mit List und Lücke das Butterbrot abhandeln muß. . . .

Und doch wie mächtig auch das moderne Düsseldorf zum Rhein sich hindrängt, behalten doch auch die Toten ihr Recht. Die Toten, über deren Särgen wie ein stummer Wächter der alte, runde Turm sich erhebt, unter dessen Dach die Jahre wie Schwalben ihre Nester gebaut haben, der Turm, der alle Lieder

kennt, das wehwilde Lied der Jakobe, das fröhliche des Jan Wellem, das süße, flüsternde des Rokoko und das sehnsüchtig schwellende von heute. Und eine Spanne weiter windet sich St. Lamberti empor über Hallen, in denen es betet wie an Düsseldorf's erstem Tag, und ganz nah kommen nun die Häuschen der Altstadt heran, denn sie wissen es ja, daß hier ihre Mutter ist. . . .

Aber alle Gedanken an Vergangenes weckt ein Brausen, das durch die eisernen Träger der Brücke zitternd geht. Dieser graziosen Brücke, die so unvergleichlich schön ist, wenn das Abendrot sie in Flammen setzt und die goldenen Fluten durch ihre beiden Bogen in die Welle rinnen und unten ein Segel seine weißen Flügel spannt. Und drüben zu ihren Füßen liegen die weiten, grünen Wiesen, aus denen in Tau und Nebel der Morgen steigt und der Frühling quillt. Und auch diesseits des Stromes weite, große Flächen, die die Gedanken freimachen von aller Enge und das Leben der großen Stadt in breiten Wellen ausströmen lassen über das niederrheinische Land. Bis an das Ufer geleitet den Weg aus den Straßen da drinnen der Hofgarten, und dann nimmt der Kaiser-Wilhelm-Park den Spaziergänger auf.

Weiße Gestalten auf dem Rasen da und dort, Gruppen, die sich sammeln und wieder lösen. Hoch im Bogen springt der Ball, munteres Rufen hinter ihm her. Im Hintergrund stolze Bauten: hier die charakteristische Silhouette des Kunstpalastes, über dem sich eine mächtige Kuppel wölbt, schlanke Säulen, Erinnerungen an das Ausstellungsjahr, und der Industriebrunnen, eine Sprache des modernen Düsseldorf, dann das Regierungsgebäude, das Oberlandesgericht. Und als letzte Glieder in der Kette vornehme Landhäuser, die der Wohlstand der letzten Jahre schuf.

Immer seltener werden nun die Heimstätten der Menschen. Stillter und stiller das Land, ferner und ferner die Stadt. Nur ein Rauschen im Rhein und weit, weit drüben die Glocken, die Glocken der Heimat.



Rheinbrücke.

Julius Sohn, Hofphotograph, Düsseldorf, phot.

Und du schreitest mit ihnen hinaus in das niederrheinische Land, vorbei an der grauen Flut, die mit der köstlichen Milde des Alters die weißen, duftigen Segel spielend wie Kinder auf dem Rücken trägt, vorbei an Dörfchen, über deren hellen Schiefern die Wolken hangen, vorbei an Wiesen und Weiden die Straße nach Kaiserswerth, vorüber an Lohausen und seinem Flugplatz und aus Sinnen und Träumen reißt dich mit einem Mal ein Brausen und Surren über dir: der Flügelschlag der Zeit, der die Sehnsucht eiserne Schwingen gab. . . .

VII.

Ausklang.

„Die Stadt Düsseldorf ist sehr schön und wenn man in der Ferne an sie denkt und zufällig dort geboren ist, wird einem wunderbar zu Mute.“ Hundert Jahre ist das Wort, das Heinrich Heine einst wie eine Kinderträne entrann, nun alt und so jung doch wie die Stadt, die nimmer altert. „Die Stadt Düsseldorf ist sehr schön. . . .“

Ulmen und Kastanien rauschen es dir zu im Frühlingswind, wenn du über die Königsallee kommst und unter ihrem grünen Dach das Leben der Großstadt in bunten Farben dir zuströmt, die Vögel singen es dir zu in weichen Liedern, wenn die Sommer-sonne kringelnde Schatten wirft über die lauschigen Wege des Hofgartens, die Welle flüstert es herauf zu dir, wenn du am Herbstabend hinauswanderst in das schweigende Land, und aus den tausend, tausend Lichtern glüht es dich an, wenn du zur Winterzeit über die verschneiten Höhen des Naper Waldes dahergehst und zu deinen Füßen die Feuer leuchten, die Sterne der Stadt.

Und deine Liebe wird sie, wenn du sie sahst, und deine Sehnsucht, wenn dein Auge sie verlor. Mag anderswo die Welt noch lauter und voller erbrausen, reich und stark klingt doch auch

hier das Lied der Zeit, der schaffenden Zeit. Mag anderswo um First und Giebel die Vergangenheit schöner noch die Schleier spinnen, so spricht doch auch hier das Märchen dich an. Und was keine Stadt so in vollem Maße ihr eigen nennt, ihr war es vergönnt: das Heute, das hastet und lärmt, und das Gestern, das still und versonnen ist, zu verschwiftern. Der Rhein, der das silberne Lachen mit sich bringt und die Lust und die seligjunge Fröhlichkeit, und das niederfränkische Land, das ernst ist wie die graue Wolke und verschwiegen wie die Nacht, finden sich zusammen in dieser Stadt. In dieser Stadt, um die der Kohlenstaub fliegt und die dennoch immer schöner wird in ihrer Blütenpracht, in dieser Stadt, die beides ist, Schmiede und Garten.

Literatur.

Bahlmann, Das Jesuitendrama der niederrheinischen Ordensprovinz. 1895.
Benzenberg, Was verzehre ich in Düsseldorf? (als Manuskript gedruckt).
Beiträge zur Geschichte des Niederrheins, Düsseldorf 1886 ff. Daraus
namentlich:

Bd. 3. Geschichte der Stadt Düsseldorf in 12 Abhandlungen.

„ 10. Nedlich, Düsseldorf und das Herzogtum Berg nach dem Rückzug
der Österreicher aus Belgien 1794 und 1795.

„ 11. Kück, Beiträge zur Kunstgeschichte Düsseldorfs.

„ 17. Elemen, Der Düsseldorfer Schloßplan des Grafen Matthäus
Alberti.

„ . Nedlich, Napoleon I. und die Industrie des Großherzogtum Berg.

„ 18. Croon, Über das Kunstwesen in Düsseldorf.

„ 19. Levin, Beiträge zur Geschichte der Kunstbestrebungen in dem
Hause Pfalz-Neuburg (fortgesetzt in Band 20 und 23).

„ 21. Mosler, Der Düsseldorfer Rheinjoll bis zum Ausgang des
16. Jahrhunderts.

„ 23. Willemßen, Aus der Geschichte des Düsseldorfer Gymnasiums.

von Boehn, Biedermeier. Berlin 1911.

Brandt, Studien zur Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte der Stadt
Düsseldorf. 1902.

Elemen, Kunstdenkmäler der Stadt und des Kreises Düsseldorf. 1904.

Chronica de rebus Malcasteniensibus usw. 1873 ff.

David, J. F. Jacobis Woldemar in seinen verschiedenen Fassungen 1913.

Fellner, Geschichte einer deutschen Musterbühne 1888.

Ferber, Historische Wanderung durch die Stadt Düsseldorf. 2 Bde. 1889/90.

Feuerbach, Briefe an seine Mutter. 1911.

Forster, Ansichten vom Niederrhein. 1793/94.

Freiligrath, Werke (herausgegeben von Jul. Schwering).

Grabbe, Werke (herausgegeben von D. Nieten).

Heine, Werke (herausgegeben von E. Elster).

Heinse, Briefe aus der Düsseldorfer Gemäldegalerie (herausgegeben von
A. Winkler 1912).

Herchenbach, Die Schlacht bei Worringen und der Limburgische Erbfolgestreit.
— Düsseldorf und seine Umgebung in den Revolutionsjahren von 1848
bis 1849 o. J.

— Führer durch Düsseldorf. 1869.

Immermann, Werke (herausgegeben von Borberger).

- Lacomblet, Urkundenbuch für die Geschichte des Niedertheines. 1840f.
- Mendelssohn-Bartholdy, Briefe aus den Jahren 1833—47. 1864.
- Meydenbauer, Die Stadt Düsseldorf und ihre Verwaltung im Ausstellungsjaar 1902.
- Moos, Heine und Düsseldorf. 1909.
- Müller von Königswinter, Erzählungen eines rheinischen Chronisten. 1861.
- Müller-Schlösser, Das schöne alte Düsseldorf. 2 Bde. 1911/12.
- Pigay, Catalogue raisonné des tableaux de la Galerie Electorale de Düsseldorf. Ed. rev. et augm. 1809.
- Püttmann, Zeitungsaussätze (gesammelt in der Landesbibliothek.)
- Redlich, Anwesenheit Napoleons I. in Düsseldorf im Jahre 1811. 1892.
- Schaarschmidt, Zur Geschichte der Düsseldorfer Kunst, insbesondere im 19. Jahrhundert. Herausgegeben vom Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen. 1902.
- Zur Erinnerung an Jacobe von Baden. 1897.
- Schmidt, Nethel (Velhagen und Klasing o. J.).
- Schönneshöfer, Geschichte des bergischen Landes. 1895.
- Schumacher, Niederrheinische Volkslieder (niederrheinischer Kalender für das Jahr 1913).
- Uchtritz, Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben 1839 und 1840.
- Uffenbach, Herrn Zacharias Conrad von Uffenbachs merkwürdige Reisen durch Niedersachsen, Holland und Engelland. 1753/54.
- Viebig, Eine Kindheit im alten Düsseldorf (in: Agenda, Tieg 1914).
- Walter, Geschichte des Theaters und der Musik am kurpfälzischen Hof. 1898.
- Wenzke, Justus Gruner. 1914.
- Wilhelmi, Panorama von Düsseldorf. 1828.
- Wolters, Konrad von Heresbach. 1867.
- Zeitschrift des bergischen Geschichtsvereines.
- für Kommunalwirtschaft und Kommunalpolitik (Oldenburg) I, 3 und 4 (Düsseldorf-Nummer).
- Zeitungsaussätze zur Geschichte Düsseldorfs (gesammelt in der Stadt- und Landesbibliothek).

Verlag von Klinkhardt & Biermann in Leipzig

Das Nordland

Von

Prof. Dr. Carl Lausberg



XXIV und 603 Seiten mit 228 Abbildungen,
1 farbigen Gemäldewiedergabe und 7 farbigen
Tafeln nach Dreifarbenaufnahmen von
Geheimrat Professor Dr. A. Miethé

Gr.-Oktav Gebunden M. 12.—

Aus der allzugroßen Fülle der Nordlandliteratur hebt sich dieses Buch hoch heraus. Die glücklich und seltene Verbindung wissenschaftlicher Sachlichkeit und poetischer Darstellungskunst drückt ihm den Stempel auf. Wissenschaftliche Kapitel wechseln mit Schilderung einer Norwegen- und Spitzbergenfahrt, von denen man wohl sagen darf, daß sie mit dem Herzblut des Verfassers geschrieben sind. Dadurch kommt keine der beiden Seiten der Darstellung zu kurz und sie gewinnt an abwechslungsreicher Lebendigkeit. Was den Besitz des Buches aber besonders begehrenswert macht, ist ein glänzender Bilderschmuck. Der bekannte Farbenphotograph, Prof. Dr. A. Miethé hat Tafeln beige-steuert, nach Motiven und Ausführung zu dem schönsten gehören, was deutsche Buchschmuckkunst in den letzten Jahren hervorgebracht hat. Deutsche Rundschau für Geographie.

Verlag von Klinkhardt & Biermann in Leipzig

Salons

Bilder gesellschaftlicher Kultur
aus fünf Jahrhunderten

Von

Dr. Valerian Tornius

Zwei Bände von zusammen 460 Seiten und
48 Tafeln

Geheftet M. 7.50 . . . Gebunden M. 10.—

Seidenband mit Pergamentrückten M. 20.—

Einzelband: Geh. M. 4.—, geb. M. 5.50

. . . . Darum meint man zu fühlen, wie aus den Seiten dieses Buches, das so viel von reizenden toten Frauen erzählt, ein verlockender Hauch aufsteigt, der am Ende doch das einzige Unsterbliche geblieben ist, das diese Frauen zu erreichen vermochten. Wie die Erinnerung an geliebte Menschen, die wir nie wiedersehen werden, von denen wir aber immer noch einzelne kluge und heiße Worte im Ohre haben, die sie zu uns sprachen, als wir mit ihnen an einem Sommerabend am Rande eines Fensters saßen und der Nachtwind den Duft ferner Gärten herübertrug.

Kölnische Zeitung.

87- B26800



GETTY RESEARCH INSTITUTE



3 3125 01430 3677

